

Friedrich  
Heer

Gerhard  
Szczesny

Glaube  
und  
Unglaube

LIST Bücher

Christ und Nichtchrist

GLAUBE UND UNGLAUBE

Friedrich Heer wurde 1916 in Wien geboren. Er studierte in seiner Heimatstadt, in Riga, Königsberg und Berlin Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik. Seit 1936 ist er ordentliches Mitglied des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, seit 1949 Dozent für europäische Geistesgeschichte an der Universität Wien. Zahlreiche historische und zeitkritische Studien Heers, es sei nur an sein neues großes Werk „Die dritte Kraft“ erinnert, wurden auch in fremdsprachigen Übersetzungen veröffentlicht. Gabriel Marcel nannte Friedrich Heer „einen der offensten Geister unserer Zeit“.

Gerhard Szczesny wurde 1918 in Ostpreußen geboren und studierte an den Universitäten Königsberg, Berlin und München Philosophie, Literaturwissenschaft und Publizistik. Nach dem Kriege veröffentlichte er 1946 unter dem Titel „Europa und die Anarchie der Seele“ eine Essay-Sammlung, in der er den Ursachen der politischen Krisen und Katastrophen der jüngsten Geschichte nachzugehen versuchte. Seit 1947 ist er Programm-Abteilungsleiter einer westdeutschen Rundfunkstation. In den Jahren nach 1948 hat Gerhard Szczesny Studienreisen durch die europäischen Länder, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Südost-Asien unternommen. Er ist Mitglied des PEN-Clubs.

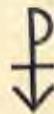
Sein Buch „Die Zukunft des Unglaubens“ (siehe unsere Anzeige auf Seite 155), das im Herbst 1958 erschien, hat ein vielfältiges und zumeist positives Echo auch im christlichen Lager gefunden. Als Manuskript wurde die Arbeit im Sommer 1957 mit einem Förderpreis der Heinrich-Droste-Literaturstiftung für die Behandlung „eines zeitgeschichtlichen Themas auf breiter wissenschaftlicher Grundlage“ ausgezeichnet.

Eine 80-Minutensendung des Nachtprogramms des Norddeutschen Rundfunks über Gerhard Szczesnys Buch, die in einem Briefwechsel zwischen ihm und Friedrich Heer bestand, bildet die Grundlage des vorliegenden Bändchens. Die Korrespondenz wurde dann fortgesetzt. Ausgehend von den Hauptthesen der „Zukunft des Unglaubens“ ist sie ein freundschaftliches, aber in der Sache scharf und temperamentvoll geführtes Streitgespräch zwischen einem Christen und einem Nichtchristen über die Grundprobleme unseres Daseins und unserer Zeit.

FRIEDRICH HEER - GERHARD SZCZESNY

## GLAUBE UND UNGLAUBE

*Ein Briefwechsel*



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Deutsche Originalausgabe nach dem Manuskript  
der Rundfunksendungen

LIST-Bücher  
143



1960  
31.-43. Tausend

Umschlagzeichnung von Gerhard M. Hotop  
© 1959 Paul List Verlag, München . Printed in Germany  
Schrift: Walbaum-Antiqua Linotype  
Gesamtherstellung: Georg Wagner, Nördlingen

## INHALT

### ERSTER TEIL

<i>Erster Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	7
<i>Erster Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	21
<i>Zweiter Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	29
<i>Zweiter Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	39
<i>Dritter Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	46
<i>Dritter Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	55

### ZWEITER TEIL

<i>Vierter Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	65
<i>Vierter Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	77
<i>Fünfter Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	88
<i>Fünfter Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	102
<i>Sechster Brief von Friedrich Heer . . . . .</i>	115
<i>Sechster Brief von Gerhard Szczesny . . . . .</i>	156



*Erster Brief von Friedrich Heer*

Lieber Herr Szczesny!

Ich nehme gerne die Einladung des Norddeutschen Rundfunkes an, mich mit Ihnen über Ihr Buch „Die Zukunft des Unglaubens“ auseinanderzusetzen. Wobei ich gleich bemerken möchte: es wäre sehr schade, und wieder ein Symptom einer gewissen geistigen und politischen Situation im deutschen Raum, wenn dieses Ihr Buch das Schicksal so vieler bedruckter Papiere in unserer Zeit teilen würde: von einigen gelobt, von anderen getadelt, aus Neugier und Neid gelesen, und dann eben dem Orkus übergeben: der Papiermühle und Schallmühle, die jahraus jahrein viele tausend Bücher verschlingt.

Ich sehe in dem, was Sie „Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen“ nennen, mehr als ein Buch: ein wichtiges, längst schon fälliges Dokument, das in der Form des Selbstzeugnisses redlichen Bericht vom Denken, Lebensgefühl und Selbstverständnis sehr vieler Menschen heute gibt, die innerlich mit dem Christentum nichts Gutes mehr anzufangen wissen. In diesem Sinne schreiben Sie wohl in Ihrer Einleitung über das, was Sie festhalten wollen: „Es sind Gemeinplätze, die auszusprechen öffentliches Ärgernis erregt. Man läßt sie nur gelten, solange niemand daran erinnert. Das ist verständlich, denn das schlechte Gewissen einer Epoche machen nicht ihre komplizierten Illusionen, sondern ihre simplen Verdrängungen.“

Zu diesem ersten Aspekt Ihres Buches, der sich beim ersten Lesen aufdrängt, möchte ich nur sagen: da kann der

Christ zunächst nur schweigen, den Mund halten, und im Verzicht auf Verdrängung, sich dieses Selbstzeugnis, das ja für das Lebensgefühl sehr vieler Menschen steht, des öfteren zu Gemüt führen: ohne bitter zu werden.

Nun bietet aber, Gott sei Dank — das ist hier nicht als Phrase gemeint — Ihr Buch noch eine ganze Reihe von Aspekten, über die sich reden, und herzlich streiten läßt. Sie werden es mir dabei wohl nicht verübeln, wenn meine Bemerkungen zu Ihrem Buch nicht nur durch meine berufliche Tätigkeit als Historiker und Publizist, sondern auch durch meine Prägung als Katholik und Österreicher etwas eingefärbt sind. Um dies hier gleich vorwegzunehmen: Ihre „zeitgemäßen Betrachtungen eines Nichtchristen“ erscheinen mir als sehr deutsch und als sehr protestantisch. Letzteres drängte sich mir beim Lesen auch deshalb auf, weil ich fast gleichzeitig das letzte Bekenntnis eines Katholiken las, der sich in vielem mit Ihnen berührt — was weder Sie noch mich, wohl aber einige andere Menschen vielleicht schockieren mag —; es ist Reinhold Schneider. in seinem „Winter in Wien“: auf Schritt und Tritt begegnet man da Berührungspunkten zwischen Reinhold Schneiders letztem Bekenntnis und Ihrem ersten Bekenntnis; wobei die Berührungspunkte zugleich die Trennung ansagen: der Katholik Schneider stellt das geschichtliche Christentum bis ins Letzte hinein in Frage, er spricht von der — vom Gesichtspunkt des christlichen Glaubens her, „verzweifelten Situation des Menschen in Geschichte und Kosmos“. Die Aufhebung des geschichtlichen und, wenn ich so sagen darf, privaten Christentums, mit all seiner Egozentrität und Monomanie, seiner Idiosynkrasie, führt jedoch den Beter Reinhold Schneider mitten hinein in das göttliche Nichts: dieses als „nada“ im Sinne der alten Mystik der Väter der Wüste, der großen Spanier um Teresa von Avila und Juan de la Cruz verstanden. Die „nackte, weiselose Gottheit“

verzehrt da, in ihren Feuern, das Christentum mit allen anderen Religionen — und entläßt dann den Menschen, der vom Hauch ihrer Flammen berührt ist, zernichtet, zu weiterem Hinsterben in diesem Erdenleben: in neuer Zärtlichkeit neigt er sich nun über die gebrechlichste Pflanze im großen Garten der Wirklichkeit: über die Religionen, und das heißt konkret hier: über das Christentum seiner Mitmenschen und seiner eigenen Person: erschaut es in seiner unendlichen Fragwürdigkeit, Krankheit, Hinfälligkeit — weiß von seiner Aufhebung, die Liquidation und Liquidation in Einem ist: Liquidation unhaltbarer geschichtlicher Positionen und Formen, und Liquidierung: Verflüssigung seines Markes, Wandel, Erschließung zu neuen Wachstumsprozessen.

Gerade weil hier die Wege zwischen Ihnen und Reinhold Schneider sich so augenfällig trennen, möchte ich doch noch einmal eine gemeinsame Überzeugung festhalten, die Sie, Herr Szczesny, mit meinem verehrten Freunde Reinhold Schneider, einem der reinsten und keuschesten Denker des deutschen Katholizismus unserer Zeit, verbindet: eben die Überzeugung, daß sich das Christentum in einem geschichtlichen Liquidationsprozeß befindet, von dessen Tiefgang und Ausmaß sich seine Freunde und Feinde oft noch keine rechten Vorstellungen machen. Wobei der Katholik Schneider, und ihm möchte ich mich als Österreicher anschließen, im letzten überzeugt ist: eben dieser Prozeß der Liquidation ist der Prozeß der Inkarnation, des Wachsens, des Lebens des Christentums in der Welt: das nur wachsen kann durch radioaktiven Zerfall, wobei sowohl seine konfessionellen wie seine außerkonfessionellen Elemente, seine Orthodoxien wie seine Heterodoxien, seine Verweltlichungen und seine Spiritualisierungen zu diesem einen Prozeß des Lebens, das Strahlung ist, gehören.

Vielleicht können Sie, Herr Szczesny, diesem typisch

katholischen Gedanken schwer folgen, als typisch deutscher, um es genauer zu sagen, ostdeutscher Protestant. — Was mir nämlich, beim ersten Lesen Ihres Buches, neben der inneren Korrespondenz zu Reinhold Schneider, immer wieder aufgefallen ist, ist dies: hier meldet sich, endlich wieder einmal, das ostdeutsche protestantische Denken zu Wort! Dieses Denken, das vom radikalen Pietismus herkommt, und das in der Redlichkeit seines ergriffenen Herzens zunächst einmal das Kirchenchristentum verbrennt. Ich erinnere mich an meine eigene Studienzeit in Riga und Königsberg. Damals las ich zum ersten Male Herder: auf Schritt und Tritt begegnet man in Ihrem Buche Herders Invektiven gegen die Übermacht und Überfremdung der deutschen und slawischen Völker durch das harte Herrtentum der deutsch-römischen Herrschaftskirche.

Herder, der große Herder, der in Begleitung eines katholischen Prälaten seine italienische Bildungsreise machte und als Superintendent im Weimar Goethes starb, hat, aus dem Erbe des radikalen Pietismus heraus, den sein großer Gegner, Immanuel Kant, in anderer Weise weiterführt, eben jene Invektiven, jene Anklagen klassisch formuliert, die man hier bei Ihnen lesen kann. Ich gebe also Herder mit Ihren Worten das Wort: Sie sprechen da von der „gewaltsamen Unterbrechung der eigenen geistigen Traditionen“ bei den „germanischen Völkern“ durch die christliche Mission und bemerken: „Eine der tiefsten und verborgensten Quellen des Anti-Christianismus der nördlichen Völker ist gewiß der Schock der gewaltsamen Konversion und das Gefühl, um die eigene Entwicklung betrogen worden zu sein.“

Hier wird, wie ich zu sehen glaube, ein letztes Existential bei Ihnen, wie beim jungen und auch späten Herder, sichtbar: ein Lebensgefühl, eine Überzeugung, daß dieses von fremden Herren gewalttätig ins Land und Volk gebrachte

Christentum zum eigenen Samen und Wachstum nicht paßt, ja, zu Lüge, Verbiegung und falscher Anempfindung verführt, und eben deshalb ausgeschieden werden muß aus dem Prozeß der Integration der eigenen Person zu einem reifen, redlichen, mitmenschlichen Leben, das nüchtern sich selbst und seine Zeitgenossen verantworten will. — Nun, ich selbst habe seit meinen ersten historischen Arbeiten immer wieder auf diese tiefe Verwundung des deutschen und speziell ostdeutschen Wesens hingewiesen: der Deus theutonicus, der von kriegerischen Reichsbischofen und großen Feudalherren ins Land gebrachte deutsche Gott hat sich zunächst als eine Übermacht über die Leiber und Seelen des Volkes gelegt — die politische und nationale Erhebung gegen diese Herren richtet sich dann folgerichtig auch gegen diesen Über-Gott. Wobei tragisch genug, ein gewisses ostdeutsches Luthertum diese unselige Überherrschaft noch verstärkt hat, indem da der „Herr Gott“ vielfach als ein absolutistischer Über-Herr vorgestellt wurde, der vom untertänigen, an Leib und Seele untertänigen Menschen, von diesem armen an die Scholle gebundenen Sündenaas, totale Unterwerfung verlangt. Sie, Herr Szczyzny, übertragen direkt, und das ist bedeutsam, diese spezifisch ostdeutsche und ost-lutherische Erfahrung des schrecklichen Gottesherrn, der seine Gerichte durch seine irdischen Vertreter, die Fürsten und jede kirchliche und weltliche Obrigkeit vollzieht, auf die christliche Gottesvorstellung im allgemeinen.

Sie schreiben: „Der persönliche Gott muß ein unverständlicher Gott sein, ein Gott, der nicht belohnt, weil man sein Gebot befolgte, und der nicht bestraft, weil man es verletzte, sondern der aus eigener unbegreiflicher Macht und Vollmacht segnet und verdammt. Letzten Gehorsam erweist man ihm durch die demütige Hinnahme alles dessen, was er verhängt. Er ist das schlechthin Andere, die



absolute Willkür, das der Welt als seiner Schöpfung gegenüberstehende autonome Über-Ich.“

Diese Gottesschau, ja Gotteserfassung ist genuin lutherisch und genuin calvinistisch (wobei wir uns hier wesentliche Akzentunterschiede zwischen Luther und Calvin ersparen können). Dieser Herrscher-Gott, der den Menschen nimmt und verwirft, reitet, als Reiter, ihn als Material mit dem Beil wie ein Zimmermann behaut (das alles sind bekanntlich Luther-Vergleiche), entspricht nicht dem verarmten Luther-Gott einer Kinder- und Hausbibel des späteren Kulturprotestantismus, wohl aber echtster und ältester lutherischer Erfahrung: Größe und Grenze gerade des deutschen Luthertums werden hier jahrhundertlang aktiv. Mir, dem österreichischen Katholiken, kann es nun nicht darum gehen, dieses Gottesbild anzuschwärzen, wohl aber sei der Hinweis erlaubt: dieser Deus theutonicus, der gerade auch Ihnen, einem Sohn des schönen und herben ostpreußischen Landes, als Urbild und wichtigster Wesensausdruck des „Gottes des Christentums“ vorschweht: dieser Herr Gott ist für den Katholizismus kein Leitbild; — neben dieser Gottesschau gibt es, seit den Tagen des Clemens von Alexandrien, ja bereits des Johannes und Paulus eine ganze Reihe anderer Gottesbilder, Gotteserfahrungen, denen eben auch andere Menschen, andere Prägungen christlicher Existenz entsprechen. (Wobei wir die alte ominöse Frage: inwieweit der Mensch sich sein Gottesbild nach seinem Ebenbilde formt, und inwieweit er als Mensch durch sein Gottesbild geformt wird, füglich beiseitestellen dürfen: für einen Christen, der mit den griechischen Vätern und großen Traditionen Gott und Mensch als Partner versteht, spielt diese Frage: wer gibt wem? keine besondere Rolle.)

Nun sehen Sie, Herr Szczesny, durch diesen Ihren Christengott, dessen Domäne auf den Raum eines gewissen Protestantismus und eines von ihm infizierten jansenisti-

schen Katholizismus beschränkt ist, mit Recht einen Menschen geformt, den man nur als eine Kümmerform ansprechen kann: einen Menschen, der sich unter der Fuchtel und Zuchtrute dieses neurotischen Gottes selbst vergewaltigt. Sie schreiben: „Die vom Christentum vorgenommene Loslösung des Menschen aus der Natur macht aus dem Mysterium des Eros das Ärgernis des Sexus.“ Und: „Die Isolierung und Pervertierung des Geschlechtlichen zum Sexuellen mit all seinen verheerenden seelischen und moralischen Folgen ist das ganz spezifische Zersetzungsprodukt eines naturfeindlichen Spiritualismus.“

Wir alle kennen, aus der Geschichte und unserer Umgebung, Christen dieses Schlages, die nicht erotisch, sondern neurotisch wirken, Menschen, die die Liebe nicht wagen, die Liebe Gottes und die Liebe des Nächsten. Sie, Herr Szczesny, und ich wissen, wie stark gewisse spiritualistische Bewegungen immer wieder, oft wie Sturmfluten, das europäische Christentum überschwemmt haben. Gerade deshalb aber muß ich hier doch vermerken: der Christ wird durch diese Kümmerform und Sonderform weder in seiner wesentlichen Struktur, noch in der Fülle seiner geschichtlichen Erscheinungen erfaßt: genau so, wie das, was Sie, lieber Herr Szczesny, als „das Christentum“ ansprechen, weithin nichts anderes ist als eine spezifisch deutsche, deutsch-protestantische Sonderform. — Neben ihrem Christen-Gott als Überherr stehen viele andere christliche Gottesbilder, Gotteserfahrungen, die ihre Echtheit erweisen durch die Früchte, die sie in gelebter Existenz tragen: die Dreifaltigkeit als ein gesellschaftlicher Prozeß, in dem die unbegreifliche Gottheit, Gott-Vater, mit dem Sohn, der Liebe, und dem Geist eine Einung gelebten Lebens bildet; Gott und Christus als Arzt, als Freund, als Lehrer, als Geliebter, als Partner; welche Fülle und welche Vielfalt zärtlicher, ja erotischer Liebhaber Gottes und des Mit-



menschen weist doch der christliche Kosmos der Menschheit auf — Männer, Frauen und Kinder; übersehen wir doch nicht: noch die weltlichste Erotik im französischen Raum ist ohne die Schulen einer vielhundertjährigen katholischen Spiritualität undenkbar — und, was wir alle an den besten Beispielen etwa des italienischen neoveristischen Filmes bewundern, diese kluge und scheinbar so kühle Zärtlichkeit (Mensch, Tier und allem Lebendigen zugeneigt) ist eine der vielen Früchte franziskanisch inspirierter Spiritualität.

Um es hier nur kurz zu sagen: es gibt viel mehr Modelle des Christentums und gelebter christlicher Existenz, als Sie, zumindest in Ihren „zeitgemäßen Betrachtungen eines Nichtchristen“ uns vorstellen.

Wobei ich gerne zugeben möchte, daß Sie, Herr Szczesny — und hier stimmen Ihnen wache Christen in allen Konfessionen zu — mit Recht erschrecken und sich empören — in einer legitimen und notwendigen Erhebung — gegen einige Modelle, Standardmodelle, die heute zumal im deutschen Raum Prestige, Geltung, Macht und überragenden Einfluß besitzen: Modelle christlicher Existenz, die höchst fragwürdig sind, christlich und menschlich fragwürdig und die in ihrer offenkundigen Anziehungskraft gefährlich sind: gefährlich für das deutsche Volk, gefährlich für das europäische Christentum, gefährlich nicht zuletzt für die Modellträger selbst, da ihre manchmal fast sublimen Form des Selbstbetrugs, der Selbsttäuschung von den Trägern und Repräsentanten dieser Modelle nicht durchschaut wird.

Sie schreiben in Ihrer Einführung: „Die Schärfe mancher Formulierungen ist also nicht durch die Sache, sondern durch die Situation bedingt.“ Täusche ich mich, wenn ich die Situation, die Sie, lieber Herr Szczesny, ansprechen, durch folgende Modelle christlicher Typen charakterisiert sehe?

Erstens durch den intoleranten konfessionellen Fana-

tiker, der für sich und seine Kirche jede mögliche Freiheit fordert, Andersdenkende aber als „Atheisten“, Staatsfeinde, subversive Elemente am liebsten aus der Gesellschaft des Westens ausscheiden möchte.

Zweitens durch Politiker der Restauration, die ihre Macht und ihre Parteimacht in schöner Offenheit mit der Sache Gottes, der Kirche, der freien Menschheit identifizieren.

Drittens durch einen überheblichen, versnobten Kulturchristen, der über alles redet und urteilt und nahezu alles für sein Christentum vereinnahmt, und gar nicht merkt, daß in ihm und um ihn selbst sein Christentum längst Literatur, Gerede geworden ist.

Belege für den ersten Modelltyp liefert die tägliche Erfahrung, landauf-landab; wobei ich darauf hinweisen möchte, daß die weitverbreitete konfessionelle Gewohnheit, Menschen anderer Denkungsart und anderer Frömmigkeit schlechthin als „Atheisten“ anzusprechen und dergestalt politisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich zu diffamieren, einer alten europäischen Tradition entspricht, die durch Calvin einerseits, durch Theologen der Gegenreformation andererseits hochgezüchtet wurde. Calvin war es, der den freien und frommen europäischen Humanisten, der sich ihm entzog, als „Atheisten“ und „Satelliten des Teufels“ denunzierte (von Calvins politischer Theologie stammt, über die amerikanischen Presbyterianer, unsere heutige westliche „Satelliten“-Ideologie, die nicht nur im Falle der ungarischen Katastrophe so unendlich viel Schaden angerichtet hat, da man sich eben sehr Andersdenkende nur als Satelliten des Satans, hier Stalins, vorstellen konnte . . .).

Zur Illustrierung des zweiten Modellfalles, an den Sie nichtlich denken, ohne ihn direkt anzusprechen, also zum Typ des Politikers und Staatsmannes, der seine Macht mit Gottes Sache identifiziert, möchte ich Ihrem großen engeren

Landsmann, mit dem Sie sich oft berühren, das Wort geben: es ist das jener Mann, der der aufrichtigste Freund der Aufklärung, der Demokratie und des Fortschritts in Deutschland war, Immanuel Kant in Königsberg. Kant wendet sich in seinem Manifest „Zum ewigen Frieden“ von 1795 – im Jahre des Umschlages der Französischen Revolution, die Kant mit Tränen freudiger Ergriffenheit begrüßt hatte, zur Restauration – Kant wendet sich da entschieden gegen jeden Kreuzzug und Missionskrieg, und, wörtlich „gegen das Verfahren von Mächten, die von Frömmigkeit viel Werks machen und, indem sie Unrecht wie Wasser trinken, sich in der Rechtgläubigkeit für Ausgewählte wissen wollen“. Kant hat dabei besonders den Kolonialismus der puritanischen Westmächte seiner Zeit, Englands und Hollands, vor Augen, denkt aber sein ganzes Werk, das doch seinen Zeitgenossen zeigen soll, daß die Gottheit sich nicht in den Griff einer irdischen, menschlichen Macht und Position nehmen läßt, gegen eben diese Beschlagnehmung Gottes durch Politiker und Staatsmänner der Restauration, die er in seiner Zeit bereits mächtig aus-holen sah.

Interessanter und schockierender noch als der Typ des „christlichen“ Machtpolitikers, der, naiv, selbstsicher und selbstbewußt, ohne besondere geistige oder spirituelle Interessen und Sorgen seine Sache verflucht, scheint Ihnen ein anderer, dritter Modell-Typ zu sein. In ihm sehen Sie, lieber Herr Szczesny, einen besonders charakteristischen Ausdruck christlicher Verunklarung und Verfälschung unserer zeitgenössischen Situation. Sie schreiben: „In diesem Zusammenhang läßt sich kaum übersehen, daß vor allem der Katholizismus heute in gewissen Schichten des Bildungsbürgertums einen ausgesprochen überheblichen und snobistischen Menschentyp anspricht und fördert. Bei diesem Typ wird . . . die christliche Metaphysik unter weit-

gehender Mißachtung aller ethischen Postulate zur exklusiven Weisheitslehre, die die Welt unter einem esoterisch-ästhetisch-dramatischen Gesichtspunkt sieht und die dem ihr Anhängenden den Nimbus des Tiefsinnig-Geistreichen verleiht. Diese mondäne Spielart des Christentums offenbart die späte Stunde. Durch die Skepsis des erwachenden Bewußtseins in die Defensive gedrängt, eilen zu seiner Verteidigung die Schön- und Pseudo-Geistigen, die Immoralisten, Ästheten und Snobs herbei. Was die christliche Apologetik dieser Art leistet, ist ein artistischer Formalismus, der Intelligenz und Geschmack, nicht aber innere Anteilnahme und Glaubenskraft bezeugt. Er verleiht der Abenddämmerung Glanz, aber er macht aus ihr keine Morgenröte.“

Bei diesem schwächsten Punkt – nicht Ihrerseits, sondern vielleicht eines gewissen zeitgenössischen Christentums – möchte ich einsetzen, zur Verteidigung, wenn Sie es so nennen wollen, ich möchte lieber sagen: zu seiner Vertretung. Wer kennt sie nicht, unsere gloriosen christlichen Literaten, Denker, Philosophen, und wie immer sie heißen mögen . . . – Nicht wenige von ihnen sind „Nitribitts des Kulturgeschäfts“, wie ich sie genannt habe: Männer, die vortäuschen, mit einer großen Wirklichkeit „Verhältnisse“, mit großen geistigen Persönlichkeiten aller Zeiten „Beziehungen zu haben – und die doch nur mit einem rasiermesserscharfen Intellekt über die Haut der Phänomene streifen. Grandeur et misère de l'homme, Elend und geheime Fruchtbarkeit des europäischen Christentums im ganzen, der zeitgenössischen Christenheit im besonderen, werden hier erfahrbar. Das ist nämlich das Komische (im Sinne einer Commedia divina) am Christentum: mitten in seiner offensichtlichen Hinfälligkeit werden Prozesse neuwachsenden Lebens in ihm entbunden. Immer ist um dieses ständig verwesende Christentum Abendröte und Morgen-



röte zugleich. Nirgends wird dies vielleicht sichtbarer als an eben dem Stand, den Sie da mit Recht in die Kreide ziehen: die christlichen Intellektuellen; christliche Literaten, etc., bei denen Christsein in Literatur schwimmt. Was für ein geschwätziges, überhebliches, snobistisches Literatentum ist doch bereits um die hellenistische christliche Intelligentsia der ersten Jahrhunderte, um Tertullian, Hieronymus, Augustin etc. — was wird da alles an Haß, Animosität, politischer Streberei, persönlicher Feindschaft sichtbar — so gerade in der Gestalt des Hieronymus oder um hochgebildete Hofbischöfe in Konstantinopel — so daß sich ein so feinnerviger, nach wahrer Frömmigkeit hungernder einsamer junger Mann, wie Kaiser Julian Apostata, von diesen Strebern, Literaten, Kulturchristen und Konkulturchristen angewidert abwandte. Dieselbe Situation wiederholt sich etwa im 16., 17., 18. Jahrhundert. Wo immer Christentum inkarniert wird in der Weltgeschichte, ist es auch Abenddämmerung: Griechendämmerung, Römerdämmerung, Germanendämmerung, Adelsdämmerung, Bürgerdämmerung . . . Geht es doch konkret immer wieder auch darum, die Last eines gesellschaftlichen Großkörpers auf sich zu nehmen.

Die großen Reformer und Reformatoren — vom zweiten und vierten, vom sechsten und neunten Jahrhundert herauf, vom 12. und 15., 16. und 17. Jahrhundert — sie alle wissen sich in einer Stunde der vorgeschrittenen Weltnacht, und wissen sich zugleich als Wegbereiter eines neuen Frühlings. — Es ist gerade an der christlichen Intelligentsia aller Zeiten sehr deutlich sichtbar; wie hier falsche Rhetorik, Streberei, egozentrische Triebe, Narreteien, Schwächen und Krankheiten aller Art zusammenfließen mit einigen Elementen, die durch das Feuer der Untergänge hindurch das Leben bewahren. Friedrich Nietzsche, der Pietistensproß, hat für eben diese christliche Intelligentsia, der er voll und

ganz zugehört, bekannt: „Abgerechnet daß ich ein Decadent bin, bin ich auch dessen Gegenteil“.

Sie schütten hier, zu Ihrem eigenen Schaden, lieber Herr Szczesny, das Kind mit dem Bade aus! Zwei Seiten vor dem eben zitierten Angriff auf die christlichen Snobs etc., schreiben Sie: „Die große Auseinandersetzung zwischen den drei Hochreligionen steht noch bevor.“ Nämlich: zwischen Christentum, Islam und Buddhismus. Ich begrüße, mit Ihnen, diese Auseinandersetzung als ein wichtiges Moment im Prozeß der Wiedergeburt der Religion und möchte hinzufügen: diese Auseinandersetzung hat, so in Frankreich und im Nahen Osten, schon begonnen. Und: eben diese und viele andere Auseinandersetzungen der Zukunft, setzen den Humus voraus, den sämigen Boden, den eben die so fragwürdige und hochproblematische christliche Intelligentsia vorbereitet hat, ja, den sie selbst bildet.

Vielleicht sollte hier die Auseinandersetzung zwischen uns im näheren einsetzen. Es geht Ihnen, aus der Erfahrung außereuropäischer und außerchristlicher Lebensformen, Weltanschauungen und Moralsysteme um eine lebensfähige Sittlichkeit des wachen Menschen, der sich immer noch mehr einwurzelt in der ganzen Wirklichkeit. Sie blicken dabei auf die „noch sehr kurze“ bisherige „Geschichte“ der Menschheit — wie Sie am Ende Ihres Buches ausführen, zurück. Einverstanden. Sie erhoffen sich dabei reiche Anregungen vom Buddhismus und vielleicht auch Islam. Einverstanden, wobei ich bemerken möchte: zumindest seit dem 12. Jahrhundert, seit Abalard, dann seit Waldensern, Albigensern, spirituellen Franziskanern, herauf über religiöse Nonkonformisten aller Art im 16. und 17. Jahrhundert, zu den Jesuiten in China und darüber hinaus, fliehen, in Wort und Schrift und Tat, Europäer, angeekelt von der Härte und Enge innereuropäischer Christentümer, zu den „edlen Heiden“. Auch hier stehen Sie



selbst, Herr Szczesny, in einer großen europäischen christlichen Tradition.

Wie aber stellen Sie sich nun konkret Modelle mitmenschlichen Lebens vor, die jenseits des heutigen europäischen Christentums dem Menschen in unserer Mitte weiterhelfen können, so daß er nicht weiter in Lüge, Selbstgefälligkeit, Überhebung dahinwest und – um mit Ihren Worten zu sprechen, „dem Zynismus, der Oberflächlichkeit und dem Stumpfsinn in die Arme“ getrieben wird?

Lieber Herr Heer,  
ich möchte gleich an die Schlußüberlegungen und an die Schlußfrage Ihres Briefes anknüpfen. Sie stellen fest, daß es mir offenbar um die Bewußtmachung und Einbeziehung außereuropäischer Erfahrungen und um den Entwurf eines Lebensmodelles jenseits des Christentums ginge und Sie fordern mich auf, dieses „Modell mitmenschlichen Lebens“ näher zu erläutern. Ich werde dieser Aufforderung nachzukommen versuchen. Bevor ich das jedoch tun kann, muß ich zunächst eine Richtigstellung vornehmen: Die Dinge, die in Ihrem Brief in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden, sind durchaus wesentlich, aber ihre Hervorhebung am Anfang unseres Gespräches muß den Eindruck erwecken, daß sie auch für mich im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Das ist nun ganz gewiß nicht der Fall und Sie werden mir zugeben, daß es mißlich wäre, wenn ich unsere Auseinandersetzung nicht von der selbstgewählten, sondern von einer aufgezwungenen Position her führen müßte.

Um ohne allzu große Umschweife deutlich zu machen, was ich meine, lassen Sie mich bitte den Satz, aus dem Sie am Ende Ihres Briefes einige Formulierungen bringen und der nicht nur der Schlußsatz meines Buches, sondern einer seiner Kernsätze ist, in vollem Wortlaut zitieren: „Solange die öffentliche Meinung des Westens darauf besteht, daß nur das Fürwahrhalten der christlichen Glaubenspostulate die Welt retten kann, wird sie die glaubenslose Zeit gewaltsam verlängern und immer neue Generationen dem Stumpfsinn, der Oberflächlichkeit und dem Zynismus in die Arme treiben.“ Was besagt diese Formulierung? Sie besagt, daß ich mich gegen den religiösen, weltanschaulichen, ethischen,

kulturellen und schließlich auch politischen Herrschaftsanspruch des Christentums wende. Sie besagt aber nicht, daß ich das Christentum als solches angreife oder gar abgeschafft sehen möchte.

Natürlich habe ich mich in meinem Buch verhältnismäßig ausführlich mit gewissen mir unannehmbar erscheinenden Grundvorstellungen der christlichen Theologie auseinandergesetzt, aber wenn es mir vor allem um eine solche religiös-philosophische Diskussion gegangen wäre, hätte ich mein Buch wahrscheinlich überhaupt nicht geschrieben. Ich würde also den Sinn meines Versuches über den „Unglauben“ verfälschen, wenn ich — der Tendenz Ihres einleitenden Briefes folgend — nunmehr in eine Debatte beispielsweise über die christliche Gottesidee eintreten würde. Selbstverständlich werde ich einer Stellungnahme zu diesem Thema nicht ausweichen, aber zunächst scheint es mir doch unerläßlich, die Dinge zur Sprache zu bringen, die mich veranlaßt haben, meinem Buch den Titel „Die Zukunft des Unglaubens“ und den Untertitel „Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen“ zu geben.

Nach der Kirchensteuer-Statistik besteht die Bevölkerung der Bundesrepublik etwa zu 92% aus Angehörigen christlicher Kirchen und Gemeinschaften. In Wahrheit beträgt jedoch der Anteil der gläubigen Christen an der Bevölkerung der Bundesrepublik (und sie steht stellvertretend für die Bevölkerung aller westlichen Länder) weder 92, noch 72, sondern vielleicht 40 oder 50 oder 20%. Es kann uns hier nicht um Zahlen gehen, aber es ist doch wohl kaum daran zu zweifeln, daß die Mehrzahl unserer Zeitgenossen weder an einen persönlichen Gott noch an seine Menschwerdung in Jesus Christus, noch ans Jüngste Gericht und ans Ewige Leben glaubt. Dennoch geht die „öffentliche Meinung“, gehen unsere gesellschaftlichen Gebots- und Verbots-Konventionen nicht von dieser Tatsache, sondern

von jener Fiktion aus. Dem christlichen Weltbild und dem christlichen Weltgefühl wird eine Universalität und damit Allgemeinverbindlichkeit zugesprochen, die es nicht besitzt. Alle nichtchristlichen Anschauungen und Verhaltensweisen jedoch werden so behandelt, als wären es die Verirrungen einer Minderheit von Toren und Bösewichtern.

Wenn wir in einer Welt lebten, die wirklich zu 90% christlich wäre, dann wäre die Forderung nach dem christlichen Staat, der christlichen Kultur und Politik eine Selbstverständlichkeit. Wenn wir aber in einer Welt leben, die zu 50 oder 60 oder 70% aus Nichtchristen besteht (gleichgültig, was sich hinter diesem Nicht-Christentum verbergen mag), dann ist die Forderung nach dem christlichen Staat, der christlichen Kultur und Politik eine gefährliche, weil uns alle demoralisierende Heuchelei und eine permanente Verletzung des gerade für die westliche Zivilisation unveräußerlichen Menschenrechtes auf geistige und sittliche Selbstdarstellung.

Sie fragen, lieber Herr Heer, nach meinem Modell menschlichen Lebens in dieser Zeit. Auf diese Frage möchte ich nun eine erste Antwort geben. Ich verlange von jedem für die Welt von heute und morgen konzipierten Lebensmodell die ernstliche Kenntnisaufnahme der Tatsache, daß das Denken und Handeln (und ich meine hier das ganz gewöhnliche und das durchaus humane Denken und Handeln) vieler Angehörigen auch des christlichen Kulturkreises seine Antriebe und Ausprägungen, seine Begründungen und Rechtfertigungen in außerchristlichen Vorstellungen findet. Ich verlange also, daß die Sprecher unserer Gesellschaft, die Politiker und Publizisten, die Funktionäre und Repräsentanten der staatlichen, ständischen und kulturellen Institutionen und Organisationen, endlich die Behauptung unterlassen, daß unsere Zeit und Welt eine christliche sei oder doch eine solche werden könne, wolle und müsse.



Wenn man von Ländern wie Spanien absieht, braucht heute natürlich kein Nicht-Christ mehr zu fürchten, eingesperrt oder umgebracht zu werden. Dennoch gibt es für Art, Umfang und Intensität der Unterdrückung alles Nicht-christlichen in unserer Gesellschaft kein passenderes Wort als den Begriff „Terror“. Es handelt sich allerdings um einen Terror sehr subtiler Art. Der „Ungläubige“ wird nämlich unter Druck gesetzt schon in jenem Augenblick, in dem er sich über seine „Ungläubigkeit“ klarzuwerden beginnt. Die Gesellschaft hat es gar nicht nötig, ihn zu verfolgen; er selbst spricht sich das Urteil. Denn er glaubt zwar nicht an den Gott der Christen und an die ewige Seligkeit, wohl aber an das ihm anerzogene und von der Öffentlichkeit mit allen Mitteln aufrechterhaltene Dogma, daß Christentum, Humanität und Religiosität austauschbare Werte sind. Es bleibt ihm also nur die Wahl, entweder seine Ungläubigkeit zu verdrängen und zu verbergen, oder aber sich selbst für einen Deklassierten, einen Verlorenen und Verdammten zu halten. Da man ihm die Möglichkeit, außerhalb des Christentums human und religiös zu sein, verweigert, wird seine Existenz zum bloßen Existieren im Praktisch-Faktischen. Es zeigt sich also, daß gerade das, was die Christen ununterbrochen beklagen, nämlich die materialistischen und nihilistischen Aspekte unseres Lebens, durch nichts anderes hervorgebracht werden als durch ihre eigenen Monopol- und Machtansprüche.

Ich möchte meine Schrift vor allem als den Versuch verstanden wissen, hinter einer trügerischen und betrügerischen Fassade unsere wahre geistige Verfassung sichtbar zu machen. Bevor wir uns selbst nicht erst einmal das Zugeständnis abgerungen haben, daß wesentliche Tendenzen und Elemente des gegenwärtigen Lebens in außerchristlichen Bedürfnissen und Vorstellungen, Leitbildern und Ideen begründet sind, hat es wenig Sinn, eine genaue und

umfassende Beschreibung dieser außerchristlichen Daseins-elemente in Angriff nehmen zu wollen. Man kann nur das wirklich erkennen, was man zuvor als vorhanden und als rechtmäßig vorhanden anerkannt hat.

Ich bin kein Religionsstifter und wenn man mir die berühmte Frage vorlegt: „Wo bleibt das Positive?“, so kann ich darauf nur antworten, daß ich für das Positive meiner Schrift die Bemühung halte, eine ungemein negative, schädliche und unheilvolle Erscheinung unseres heutigen Lebens zur Sprache gebracht zu haben. Die große und vordringliche Aufgabe, vor die sich die westlichen Länder heute nach außen gestellt sehen, nämlich mit Kulturen, Völkern und Menschen brüderlich und gleichberechtigt zusammenzuleben, die weder jemals in der Einfluß-Sphäre des Christentums gestanden haben, noch zukünftig in diese Einfluß-Sphäre zu kommen wünschen, genau diese Aufgabe stellt sich den westlichen Völkern auch nach innen.

Die Frage: Wie hältst Du es mit den jetzt ins Rampenlicht der Weltgeschichte tretenden Völkern – wie weit ist es Dir damit ernst, sie als Lebens- und Glaubensgemeinschaften eigener Art anzuerkennen, findet ihre genaue Entsprechung in der anderen und vorher zu beantwortenden Frage: Bist Du gewillt, von den Menschen anderen Glaubens in Deiner eigenen Hemisphäre Kenntnis zu nehmen?

Und diese Anerkenntnis des von anderen metaphysischen Empfindungen und Vorstellungen bestimmten Lebens hat durchaus nichts (wie dies uns manche Christen glauben machen wollen) mit der Wahrheitsfrage zu tun. Daß es Hindus und Buddhisten gibt, ist ebensowenig ein Beweis gegen die mögliche Wahrheit des Christentums wie das Vorhandensein von Christen ein Beweis für die Wahrheit des Christentums ist. Mein Modell von einer Welt, in der viele Glaubens- und Lebensgemeinschaften miteinander



auszukommen haben, setzt keineswegs voraus, daß in einer solchen Welt wohl oder übel jeder an seinem Glauben zweifeln und verzweifeln müßte. Ich selbst habe eine ganz bestimmte Vorstellung vom Wesen der kosmischen und irdischen Zusammenhänge und der Rolle, die uns in diesen Zusammenhängen zugewiesen ist. Und ich beanspruche auch das Recht, andere Menschen von der Richtigkeit dieses meines Weltbildes zu überzeugen. Aber ich glaube deshalb doch nicht, daß ein Mensch nur dann menschlich leben und in eine sinnvolle Beziehung zum Weltganzen treten kann, wenn er meine Anschauung teilt. Wen meine Argumente nicht erreichen, der ist in seinem Glauben besser aufgehoben. Und obwohl ich davon überzeugt bin, daß er eine falsche Vorstellung von gewissen Zusammenhängen hat, meine ich doch nicht, daß er deshalb ein verfehltes Leben führt!

An dieser Stelle möchte ich nun gleich auch noch sagen, warum ich in Ostasien Erfahrungen verwirklicht sehe, von denen wir in der Tat lernen können. Das Modell mitmenschlichen Lebens, das von jener effektiven Gesinnungstoleranz geprägt ist, ohne die ich mir eine gedeihliche Zukunft der Menschheit nicht vorstellen kann, ist meines Wissens nur in Indien und in China gedacht und gelebt worden. Christentum und Islam konnten sich bisher nur mit einer Welt einverstanden erklären, die durchgehend christlich oder durchgehend mohammedanisch ist. Der Hindu und der Buddhist und der Taoist haben immer schon und von vornherein mit einer Welt gerechnet, in der andere Menschen andere Dinge glauben. Bei uns hat sich diese Gesinnungstoleranz nur außerhalb und unterhalb der religiösen Sphäre entwickeln können. Humanismus, Liberalismus und Demokratie sind Wertbegriffe der aus der totalen Glaubensforderung entlassenen, nicht der nun endlich ganz und gar vom Glauben durchdrungenen Christenheit.

Aber wie dem nun auch gewesen sei. In der heutigen Phase der Weltgeschichte haben die Christen nicht mehr lange Zeit, sich zu überlegen, ob sich unbeirrtes Festhalten an der eigenen Glaubensüberzeugung mit der vorbehaltlosen Anerkennung fremder Glaubensüberzeugungen vereinbaren läßt. Sollten sie nämlich nicht fähig sein, die nichtchristlichen Völker, Gruppen und Individuen als Mitmenschen anzuerkennen, ja zu schätzen, und in der Freiheit ihres Bekenntnisses zu schützen, so bereiten sie die eigene Niederlage vor. (Und genau das gleiche wäre im übrigen den rechtgläubigen Anhängern des Propheten Mohammed zu sagen.) Das Christentum hat nur dann eine Chance, die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte zu überleben, wenn es bereit ist, mit allen anderen, alten und neuen, das Ganze der Welt und des Daseins ins Auge fassenden Glaubensentwürfen eine universale Front gegen jene Mächte zu bilden, die unser Leben auf Funktionalität, Produktivität und Kollektivität reduzieren wollen.

In Ihrem Brief, lieber Herr Heer, erwähnen Sie Reinhold Schneider, das heißt die Sammlung von Tagebuch-Notizen seines ersten und letzten Winters in Wien. Es ist ein erregendes Buch: ein gläubiger Christ erfährt an sich selbst, daß menschliches Leben durchaus anders als christlich begriffen und bestanden werden kann. Ich darf zitieren: „Der Glaube an Auferstehung setzt den Wunsch nach Auferstehung voraus — oder die Angst vor dem Nichts. Aber weder dieser Wunsch noch die Angst verstehen sich von selbst; in der Definition des Menschlichen, soweit sie überhaupt möglich ist, sind sie nicht eingeschlossen. Menschentum kann sich darstellen, formen, ohne von der Frage nach Unsterblichkeit beunruhigt zu werden.“ — Und an einer anderen Stelle „Ist sie (nämlich die Frage nach der Unsterblichkeit) aber nun dem Menschen wesentlich? Ist sie unabdingbar? Nein. Weder die Vorsokratiker noch die

Stoiker haben sie aufgeworfen; unüberschaubare Völkerscharen gingen und gehen hin, ohne an ihr zu leiden. Das Bild des Menschen und das Verlangen nach ewigem Leben lassen sich trennen . . . Die durch die Herabkunft Christis beantwortete, ihm vorausgegangene Frage ist geschichtlich, genau lokalisiert, also Stimme einer variablen, einer sehr besonderen Konstellation.“

Reinhold Schneider glaubt dennoch an die Wahrheit der christlichen Verkündigung. Er bekennt weiter seinen Christen-Glauben, aber er bekennt auch, daß dieser Christen-Glauben dem „Menschen nicht wesentlich“, daß er nicht „unabdingbar“ sei. Das ist viel, ja das ist eigentlich schon alles. Die Brücke ist geschlagen. Das Fundament steht, auf dem Christen und Nichtchristen offen, ungezwungen, in ihrer menschlichen Würde unverletzt und in ihren Rechten ungeschmälert miteinander sprechen und leben können.

Aber nun frage ich Sie, lieber Herr Heer: für wen spricht Reinhold Schneider? Wer ist er? Ein Außenseiter, ein Zweifler, ein Häretiker? Oder ist er die Stimme eines Christentums, das in später Stunde seiner Verblendung innewird und Einkehr hält?

Lieber Herr Szczesny!

Herzlichen Dank für Ihre Entgegnung, die mir viel Freude bereitet. Ich will versuchen, der Reihe nach, die von Ihnen vorgetragenen Thesen zu behandeln. Sie erklären, daß Sie sich primär „gegen den religiösen, weltanschaulichen, ethischen, kulturellen und schließlich auch politischen Herrschaftsanspruch des Christentums wenden“ und daß die „religiös-philosophische Diskussion“ für Sie eine sekundäre Sache ist. Nun ist es auch meine Ansicht, nach mehrfacher Durchsicht Ihres Buches: der Hauptakzent ist ein „politischer“; politisch im Vollsinn des Gesellschaftlichen, also die Gesellschaft der Menschheit in Gegenwart und Zukunft anvisierend; durchaus unter Absehen von den parteipolitischen Quellen des Tages. Da aber eben meine ich, und ich glaube, daß viele Ihrer christlichen Freunde denselben Eindruck haben: Sie belasten diese politische Bedeutung Ihres Werkes vielzusehr durch „religiös-philosophische“ Ausführungen, wodurch die Frontstellungen verschoben werden. Christen sehr verschiedener politischer Observanz werden sich darin einig sein: hier spricht ein Mensch über wesentliche christliche Erfahrungen, ohne sie zu kennen, spricht über christliche Glaubensinhalte hinweg, und nimmt immer wieder dieses sein Übersehen zum Ausgangspunkt weiterer Überlegungen und Folgerungen.

Ich glaube, lieber Herr Szczesny, daß Sie damit Ihre Aufgabe, ja Ihre Funktion in unserer heutigen westlichen Gesellschaft unnötig belasten! Und es vielen Gegnern, um nicht zu sagen, Feinden, unnötig leicht machen, sich nun ihrerseits hinwegzusetzen über brennende Fragen und Gegenwartsnöte, die einfach nicht mehr übersehen werden dürfen. Denn das möchte ich doch möglichst klar immer



wieder sagen: Ihr Werk und Ihre politischen Überzeugungen haben eine wichtige, unersetzliche Funktion zu erfüllen, gerade in unserer freien Gesellschaft, die ohne das Salz der Selbstkritik, ohne ein immer neues Infrage-Stellen ihrer Position und Propositionen unglaubwürdig, steril, faulend wird.

Um nun endlich in medias res zu gehen. Sie sprechen einleitend von den 92% der westdeutschen Bevölkerung, die statistisch Angehörige christlicher Kirchen und Gemeinschaften sind, und setzen den Anteil gläubiger Christen auf 40, 30 oder 20 Prozent an. Nun, in vielen konfessionellen, meist seelsorgerlichen und kirchensoziologischen Untersuchungen unserer Tage wird, von Seelsorgern und mit Recht besorgten kirchlichen Kreisen ein Prozentsatz von 8 bis 12 Prozent „praktizierender Christen“ angenommen. Woraus hier und dort allerdings verschiedene Schlüsse gezogen werden. Die Mission, die innere Mission der Kirchen, sieht auf die 80% „lauer Christen“, wie sie es versteht, wobei sie weiß, daß es sich da weitgehend um „entchristlichte Massen“ handelt, unter der Perspektive des Feldherrn, der verlorenes Terrain zurückerobern möchte, und dabei den Vorteil wahrnimmt, daß sich aus Angst, Bequemlichkeit, auch politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Vorteile halber zu den „heiligen Zeiten“, bei Geburt, Hochzeit und Tod eben weit höhere Prozentsätze zur Kirche bekennen – und eben auch die Kirchensteuer zahlen.

Es ist, lieber Herr Szczesny, sehr schwer, diese fast übermenschliche Tat von einer Institution zu verlangen, sie sei auch wer sie sei: von sich aus, nicht gezwungen, auf so bedeutende Hilfsmittel zu verzichten, wie sie eben die Kirchensteuern, der Schutz und die Protektion des Staates, und eben vor allem die Trägheit bedeuten: die Trägheit der Massen, hinter der sich natürlich viel Angst verbirgt. Es

ist ja diese Trägheit und diese Angst, die dem christlichen Weltbild und Weltgefühl eine Universalität und Allgemeinverbindlichkeit zusprechen, die es nicht besitzt, um Ihre Worte aufzunehmen. Woraus ein Ausschließlichkeitsanspruch erhoben wird, der politisch und menschlich (und wie ich als Christ hinzufügen darf, gerade immanent christlich) gefährlich, lebensgefährlich ist. Täuschen wir uns aber nicht: hinter der Erhaltung dieser Tabus und der Behauptung (Behauptung im mehrfachen Sinne verstanden) von der 90prozentigen Gültigkeit christlicher Maßstäbe und Prinzipien, stehen nicht nur Trägheit, Besitzwille, politische Machtsucht und ein Dutzend verwandter Tendenzen, sondern noch ein anderes: die Menschheit muß, im Ringen um ihr Wachstum, immer wieder sehr hohe Preise für das Brechen von Tabus, von Zwangsvorstellungen, von „starken Lügen“ bezahlen. Die Geschichte ist voll von den Taten und Leiden von „Gerechten“, die wie Platon im Höhlengleichnis sagt, ans Schandholz geschlagen werden: Sokrates, christliche und außerchristliche Blutzeugen, Dichter, Denker, Künstler, Menschen, welche die Kraft besitzen, in der Wahrheit zu leben, haben diesen Preis bezahlt.

Den Preis bezahlen: die Zukunft des Unglaubens, wie des christlichen Glaubens, wird davon abhängen, wie hoch der Preis sein wird, den einige Einzelne und Gruppen bereit sein werden, zu bezahlen, um eben den Terror der Tabus, der Fiktionen, der „starken Lügen“ zu brechen! Denn hinter der Behauptung kirchlicher und christlicher Machtstellungen, hinter der Behauptung von der weiten Geltung christlicher Prinzipien, etc. etc. stehen nicht nur Machtwille, Herrschsucht und listige taktische Überlegung (solange sie nur parieren, die 80% „Christen“), sondern etwas sehr Ernstes: eine panische Angst vor dem Chaos. Kirchen und Gesellschaften, Gewerkschaften, Familien und



Einzelne streben nach Sicherheit: nach einer, wenn man genauer hinsieht, gefährlichen Sicherheit, die sich oft als Scheinsicherheit entpuppt. Wenn man aber etwas mehr hineinhorcht, in unsere Bevölkerung im „christlichen Abendlande“, dann sieht man bald: es gibt da nur sehr wenige Menschen, die es wagen, für eine Weltschau jenseits der Pfähle unserer Kirchen und christlichen Konfessionen offen zu kämpfen. Nicht nur aus Angst vor kirchlicher und parteichristlicher Macht, sondern aus einer großen Angst um das, was da hinter den christlichen Glaubensvorstellungen steckt, und gehaut wird. So sicher es Tatsache ist — eine ernste, nie genug von Gläubigen und Ungläubigen zu bedenkende Tatsache — daß der überwiegende Großteil unserer westlichen Bevölkerung, Christen und Nichtchristen, de facto, eingewurzelt, eingefleischt in ihrer Existenz, in ihrem Leben weder an einen persönlichen Gott (der keinem Sperling ein Haar krümmen läßt) noch an seine Menschwerdung in Jesus Christus, noch an das Jüngste Gericht und an das ewige Leben glauben, so sicher scheint mir die zugehörige Tatsache zu bestehen: man möchte nicht rühren an diese christlichen Glaubensinhalte, weil sie vielleicht doch für vieles gut sind: für die Kinder und Jugendlichen, besonders auch für junge Mädchen der „guten Gesellschaft“, denen man eine gute Erziehung in der gepflegten Atmosphäre eines geistlichen Internats zukommen lassen möchte. Man möchte nicht an sie rühren, da man zu fühlen, zu spüren meint: „es ist doch etwas dran“ an allen diesen Glaubensvorstellungen von den Beziehungen zwischen Gott und Mensch, Gottvater und Gottsohn, Gott und Frau (Maria): es werden, unbewußt, auch in den weithin entchristlichten Massen noch archetypische Bezüge angesprochen . . . und die „Gebildeten“, nun die kennen Sie, lieber Herr Szczesny, so gut wie ich: für sie gibt es immer noch genug geistige

Spiele, geistige Erlustigungen, Hobbies im Raum christlicher Intellektualität . . .

Das beherrschende Grundgefühl sehr, sehr vieler Menschen dürfte aber sein: wir leben in einer Zeit außerordentlichen Wandels. Wie die Welt morgen aussehen wird, weiß niemand. Das Christentum hat über ein Jahrtausend in Europa sehr wirksame Normen, Formen, Lebensinhalte geschaffen; wir glauben nicht mehr an sie in der Form unserer Väter und Vorväter; wir werden dieses Boot aber nicht verlassen, in so schwanker Zeit, bevor uns nicht wirklich ein besseres Schiff vorgestellt wird . . . Ich möchte mit diesem Vergleich nur etwas andeuten, was mir sehr wichtig erscheint: ich glaube allen Ernstes, daß sich neben der Trägheit, Feigheit und Gerissenheit, neben der Sucht, sich zu sichern und zu versichern, neben vielen ungunstigen Ängsten eben dies das im letzten ausschlaggebende Moment ist für das Beharren der 90 Prozent unserer Bevölkerung als Kirchensteuerzahler, und, was schwerer noch in die Waagschale fällt, faktisch als Stammhalter von oft reaktionären politischen Positionen, die unfähig sind, weltgütig, weltoffen Kontakte in der pluralistischen Gesellschaft der Einen Menschheit zu suchen und deshalb auch zu finden.

Dieses ausschlaggebende Element läßt sich schließlich in den Satz fassen: solange uns nichts Besseres geboten wird, bleiben wir eben „Christen“. So gut als es eben geht. Ein Repräsentant dieses 90prozentigen Christentums unserer westlichen Welt könnte Ihnen erwidern: lieber Herr Szczesny, was Sie da so laut verkünden, wissen wir ja auch; wir sagen es nicht, weil es unangenehm und unbequem ist, weil wir es auch gar nicht sagen wollen. Wenn Sie uns aber ein besseres Leben zeigen, wollen wir es uns anschauen . . .

Um nicht mißverstanden zu werden: ich bin mit Ihnen

durchaus der Meinung, daß sich in dieser Abwartehaltung auch ein Element des Nihilismus, der Zersetzung, des Marasmus verbirgt – und daß diese letzte Unaufrichtigkeit eine massive Grundlage für gefährliche politische Reaktionen bildet: wobei auf dem Rücken der Massen, die das Spiel um die Freiheit, das Spiel des eigenen Lebens nicht wagen, bereits Spiele angesagt werden, die einem Freund der Freiheit und des Friedens die Haare zu Berge stehen lassen.

Atombombenpolitik und Atombombentheologie stehen ja in einem direkten inneren Bezug zur panischen Angst der 90-Prozent-Christen, die sich und ihrer Umgebung einreden wollen, daß sie noch glauben, daß sie wieder christlich glauben, eben, daß sie Christen sind, weil sie es sein wollen; aus sehr verschiedenen Gründen... Taufe, Weihnachtmette, Kinderbetreuung, Sterbeversorgung, Begräbnis eingeschlossen.

Angesichts dieser vielfachen Angst, Trägheit und Verweigerung – Leben in der Wahrheit, in der Wahrheit des eigenen Lebens, ist ungeheuer anstrengend und gefährlich – stellen sich für den aufgeklärten Freund und den aufgeklärten Gegner des Christentums in unseren Zonen schwere Aufgaben, die zum Teil in einer Allianz zu lösen sind, da beide der Überzeugung sind: ohne Wahrheit, ohne Selbsterhellung, ohne Selbstenttäuschung gibt es keine Freiheit, keinen Frieden, keine Menschlichkeit. Die falschen Kompromisse, in denen die 90-Prozent-Christen mit sich selbst leben, erzeugen nur noch mehr Angst, Taktlosigkeit und Kontaktlosigkeit, machen überheblich und verhindern die Begegnung mit anderen Menschen und anderen Völkern, mit denen wir doch morgen zusammenleben müssen.

Um da aber den Terror der Glauben-Wollenden, der Glaubensmacher, der Monopolchristen (ein Gegenstück zu einem gewissen Monopolkapitalismus) zu überwinden, be-

darf es zunächst einer zunehmenden geduldigen Auseinandersetzung zwischen offenen Christen und offenen Nichtchristen in unserer Welt: zwischen Christen, die es mit ihrem Glauben, und Nichtchristen, die es mit ihrem Unglauben redlich meinen. Das ist, wie wohl ersichtlich ist, gar nicht so leicht, da es ja nicht nur um die Überwindung subjektiver Unredlichkeit geht, sondern um die Überwindung vieler innerer und äußerer Hemmnisse. In diesem Sinne kann ich es als eine direkte Aufgabe Ihres Werkes verstehen: suchen Sie, lieber Herr Szczesny, in diesem Sinne redliche Ungläubige, und ich in meinen Reihen redliche Gläubige, die an diesen Auseinandersetzungen existentiell interessiert sind; es wird das für uns beide gar nicht so leicht sein, in der Praxis...

Ich stimme da nun völlig mit Ihnen überein, wenn Sie es als eine lebenswichtige Forderung aussprechen, daß westliche Christen mit Nichtchristen und außereuropäischen Menschen brüderlich, frei, offen, ohne die Absicht, bekehren zu wollen, verkehren. Da darf ich Sie doch darauf aufmerksam machen, daß es heute gerade in der katholischen Christenheit eine ganze Reihe von Persönlichkeiten und von Gruppen und Bewegungen gibt, die diese Begegnung durchdenken, spirituell verstehen und praktisch leisten: also das brüderliche Zusammenleben mit dem Islam, mit den Indern und Chinesen. Wobei ich noch eine Vorhemerkung machen möchte: es gab im ganzen Mittelalter neben den Kämpfen ein vielhundertjähriges brüderliches Zusammenleben von Christen und Muselmanen, in Spanien zumal, wo christliche Bischöfe, muselmanische Theologen und jüdische Ärzte miteinander lebten. Noch die Hochscholastik des Thomas von Aquin und Dantes „Göttliche Komödie“ sind Denkmäler einer vielhundertjährigen brüderlichen Koexistenz von Islam, Christentum und Judentum. Ja, selbst in Kreuzfahrerlanden im Nahen



Osten kam es noch vor, daß gelegentlich Kirchen gleichzeitig als Moscheen verwendet wurden. Heute gibt es nun, leider im deutschen Raum viel zu wenig beachtet, da nicht nur die „Kleinen Brüder und Schwestern des Père du Foucauld“, die in jeder Hinsicht die Feuerprobe bestanden haben (ihre Klöster wurden im nordafrikanischen Krieg Zufluchtstätten für mohammedanische Freiheitskämpfer und für Franzosen!), die in der Nachfolge des großen Charles de Foucauld durch ihre Ordensregel verpflichtet sind, jeder Bekehrungstätigkeit zu entsagen. Da gibt es franziskanische Arbeits- und Lebensgemeinschaften mit muselmanischen Theologen (selbst um Al Azbar, die große theologische Hochschule um die bekannte Maschee in Kairo), da gibt es Männer wie Louis Massignon, Olivier Lacombe, Louis Gardet, Asin' Palacios, Yves Congar, Jean Daniélou und Henri de Lubac, die sich in durchaus neuer Weise der Wirklichkeit, der gottgewollten Andersartigkeit der östlichen Religionen stellen. Was ein Lebbe und Monchanin in China und Indien begonnen haben (wobei der Aschram von Saccidanānda, in dem die beiden französischen Mönche Monchanin und Le Saux als Gurus leben, besonders genannt werden muß), ist Öffnung neuer Horizonte: die Zukunft hat auch im Christentum bereits begonnen, mögen noch so viele zurückblicken, mögen noch so viele andere die Räder zurückdrehen wollen!

Es ist heute für jeden offenen Katholiken klar, was ein französischer Katholik, Jacques-Albert Cottat, in seinem mit kirchlichem Imprimatur erschienenen, auch ins Deutsche übersetzten Büchlein „Begegnung der Religionen“, 1956, fragt und antwortet: „Bleiben die Religionen ohne Kommunikation, jede hinter dem Vorhang ihrer priesterlichen Intransigenz? Ist das Gespräch zwischen den Religionen wirklich sinnlos, wie Karl Barth meint? Wir sind vom Gegenteil überzeugt.“

Das große Gespräch zwischen den Weltreligionen und im westlichen Christentum hat bereits begonnen. Naturgemäß wird es zunächst von Frontkämpfern – entschuldigen Sie dieses Wort – getragen; von Menschen, die wirklich an der Front des Christen mit der Wirklichkeit einer größeren Welt, eines größeren Gottes, eines größeren Menschen, zusammentreffen. Reinhold Schneider war im deutschen Bereich ein Mann, der an der Front stand: an der einzigen Front, in der Siege zu erringen sind, mitten durch große Niederlagen und Rückschritte hindurch: an der Front des Menschen. Dort, wo es gilt, neue Organe auszubilden, um mehr Wirklichkeit wahrzunehmen. Ist es ein Zufall, lieber Herr Szczesny, daß eben in diesen Tagen im deutschen Bereich die ersten Bücher über und von Teilhard de Chardin erscheinen? Er starb drei Jahre vor Reinhold Schneider, ebenfalls am Ostersonntag (das war damals ein 10. April; Reinhold Schneider wurde am 10. April begraben). Zu Lebzeiten des Weltreisenden, Forschers, Paläontologen und Jesuiten Teilhard de Chardin konnte nur sein naturwissenschaftliches Werk erscheinen. Heute, drei Jahre nach seinem Tode, liegen vier Bände seines spekulativen Werkes und ein Dutzend Bände über ihn und zahlreiche Aufsätze vor. Vorbehaltlos bekennt sich dieser große Fromme zur Zusammenarbeit, zum Zusammenleben mit Forschern und Menschen sehr anderer Religionen und Weltanschauungen. Seine schmerzliche Erfahrung ist: „Es gibt noch so viele Menschen, die so tun, als wäre die Vergangenheit an sich von Interesse, und sie so behandeln, wie es nur die Zukunft verdient.“ Seine Überzeugung ist, „daß der Glaube an Christus sich in Zukunft nur erhalten oder verbreiten kann auf dem Weg über den Glauben an die Welt“. Sein persönliches Bekenntnis ist: „Ich sehe noch immer nur den einen Ausweg: immer weiter voranschreiten (in der wissenschaftlichen Erforschung der Welt und des Menschen) und



immer mehr glauben. Der Herr erhalte mir meine Leidenschaft für die Welt und eine große Sanftmut und helfe mir, bis zuletzt ein ganzer Mensch zu sein.“

Der Père Teilhard de Chardin, Mitentdecker des homo pkinensis, möchte, wie er bekennt, nur für die Zukunft, für die Zukunft der Menschheit leben: Wissenschaft ist für ihn Wissenschaft von der Zukunft.

Ich glaube, daß hier ein Ansatzpunkt ist für die Begegnung, die Begegnung im Engagement, im Wettstreit: gläubige Christen und gläubige Nichtchristen sind heute eingeladen, von der beide umgreifenden größeren Wirklichkeit Modelle vorzustellen, Modelle eines höheren, das heißt besseren, reineren, wirklichkeitsgerechten Lebens. Da möchte ich Sie doch bitten, lieber Herr Szczesny: wie stellen Sie sich da die Zukunft des Ungläubigen vor: wie soll er eindrucksam seinen 90-Prozent-Christen, seinen monopolchristlichen Zeitgenossen, nicht zuletzt in der Bundesrepublik, ein Menschenleben darleben, das sie aufzuklären vermag: über ihre Lebenslüge, über ihre Krankheit zum Tode; über ihre Angst und Enge? An dieser Möglichkeit — ich glaube an sie — sind nicht zuletzt jene Christen brennend interessiert, die längst wissen, daß wir alle in einem Boot sitzen: in der Einen Menschheit, die längst im Aufbruch ist, neuen Ufern zu . . .

Lieber Herr Heer,  
für Ihre Bereitschaft, jene Fragen in den Mittelpunkt unseres Gespräches zu stellen, die nicht die Richtigkeit unserer jeweiligen Glaubensüberzeugungen, sondern die geistigen und gesellschaftlichen Konsequenzen ihres Vorhandenseins betreffen, bin ich sehr dankbar. Und mir scheint, daß wir uns nunmehr mit Ihrem Hinweis beschäftigen müssen, der von mir angegriffene Allgemeinverbindlichkeitsanspruch des Christentums sei keineswegs nur die Folge von Machtstreben und Trägheit, sondern beruhe letztlich auf dem Gefühl, daß man am Christentum, wie äußerlich und oberflächlich auch immer, festhalten müsse, solange nichts Besseres geboten würde. Ich gebe zu: dies ist ein Argument, das ernstlich bedacht zu werden verdient.

Überlegen wir also noch einmal, wie die Dinge heute stehen. Sie stehen meines Erachtens so: Erstens: Es gibt eine seit etwa 150 Jahren rasch zunehmende Zahl von Angehörigen unseres Kulturkreises, die mit den Grundpostulaten der christlichen Heilslehre nichts mehr anzufangen wissen; zweitens: Für die überwiegende Mehrheit dieser definitiven Nicht-Christen gibt es weder eine „Rückkehr zum Glauben der Väter“ noch auch besteht die Möglichkeit, sich einer anderen der bestehenden Weltreligionen anzuschließen; drittens: Ungeachtet der inzwischen sehr groß gewordenen Zahl von „Ungläubigen“ wird unser Leben durch alle Bereiche hindurch von der Auffassung beherrscht, daß der Glaube an die christlichen Offenbarungswahrheiten die unabdingbare Voraussetzung für ein humanes Verhalten und für ein höheres geistig-seelisches Leben des einzelnen sei; viertens: Da der durchschnittliche Zeitgenosse, auch wenn er eine höhere Schule oder Universität

besucht hat, philosophisch und religiös unwissend und ungebildet ist, wird er im allgemeinen das, was man „Christlichkeit“ nennt, auch dann als Höchstwert nicht anzweifeln, wenn er selbst dazu keinerlei Beziehung hat; fünftens: Um mit dieser Situation fertig zu werden, stehen dem „Ungläubigen“ zwei Wege offen: entweder wird er seine Glaubensunfähigkeit vor der Welt und vor sich selbst zu verbergen trachten oder aber er wird die ganze Sphäre des „Religiösen“ für eine Spekulation halten, die möglicherweise einen gewissen pädagogisch-politischen Nutzen hat, aber an und für sich bedeutungslos ist.

Man könnte an dieser Stelle einwenden, daß der geschilderte Zustand für jede Kultur und auch für alle Phasen der Geschichte unserer Kultur zutrifft. Darauf wäre zu erwidern, daß es sich bei den Dissidenten der gegenwärtigen Phase unserer Geschichte nicht um die immer vorhandenen Minoritäten von Abtrünnigen und Zweiflern handelt, die der Herrschaftsanspruch jedes Dogmas hervorbringt, sondern um ein Dissidententum, von dem vermutlich bereits die Mehrheit der Angehörigen unserer Hemisphäre ergriffen worden ist. Unter solchen Umständen geht es kaum um das Problem der Häresie oder des Outsidertums; es geht vielmehr um das Problem der Kulturlüge, um eben die von Ihnen aufgeworfene Frage, ob das äußerliche Festhalten an den überkommenen Konventionen noch nützlich oder schon verderblich ist.

Ich fürchte, daß es schon lange verderblich ist. Denn was ist inzwischen im christlichen Abendlande geschehen? Wir sehen in unserer neueren Geschichte eine Gruppe von Menschen in den Vordergrund rücken, denen die völlige Ausklammerung der metaphysisch-philosophischen Betrachtungsweise zweifellos geglückt ist. Es sind dies die Praktiker, Pragmatiker und Realisten, die das Leben nehmen wie es eben ist und damit — ohne eigentlich etwas An-

stößiges zu tun — energisch die Stupidisierung unseres Daseins vorantreiben. Und wir sehen — im Bereich des literarischen und künstlerischen Lebens — eine andere, zwar wesentlich kleinere, aber doch auch sehr entscheidende Gruppe von Menschen beschäftigt, den nicht offen austragbaren Konflikt mit der überkommenen Metaphysik und Ethik durch Werke und Anschauungen zu kompensieren, deren radikale Subjektivität Metaphysik und Ethik ersetzen soll.

Es ist mir, lieber Herr Heer, einigermaßen schleierhaft, warum die Christen Wert darauf legen, den durch diese beiden Gruppen und Tendenzen gekennzeichneten Zustand in der westlichen Welt mit ihrem Namen zu decken. Aber die Bereitschaft des Christentums, einer fragwürdigen Sache zu einem guten Gewissen zu verhelfen, wäre eine Angelegenheit, die es mit sich selbst auszumachen hat. Die Dinge liegen jedoch viel schlimmer: die christlichen Kulissen und Spruchbänder, mit denen sich unsere Welt umgibt, versperren die Aussicht gerade auf jene Horizonte, die die Fassade zu dokumentieren vorgibt. Die Frage also, ob es denn letztlich nicht doch nur gut und nützlich sei, wenigstens äußerlich am Christentum festzuhalten, solange „nichts Besseres geboten“ würde, ist irreführend, denn sie verdeckt den Tatbestand, daß eben jenes äußere Festhalten am Christentum unausgesetzt das „Schlechte“ hervorbringt. Das „Bessere“ besteht zunächst darin, daß man diesen verhängnisvollen Prozeß endlich zum Stillstand bringt.

Daß es sich so verhält und warum es sich so verhält — dies zu beweisen ist die entscheidende Absicht meines Buches. Meine Beweisführung geht dabei von zwei Grundthesen aus: daß nämlich der Mensch erstens human sein kann, ohne einer spezifisch religiösen Überzeugung anzuhängen, und daß er zweitens religiös sein kann, auch



wenn seine Glaubensvorstellungen von prinzipiell anderer Art sind als die des Christentums. Wer sich seiner Nichtchristlichkeit bewußt ist, gleichzeitig aber weiterhin an die Identität von Christlichkeit und Religiosität glaubt, wird die Notwendigkeit von Religiosität überhaupt bezweifeln und wer auf diese Weise die Glaubensfähigkeit einbüßt, wird zu der Vermutung neigen, daß auch die Humanität eine Fiktion und Phrase ist. Das äußerliche Festhalten am Christentum fördert also weder die Religiosität noch die Moral, sondern zerstört den Sinn für beides.

Wenn dem nicht so wäre, ließe sich das, was wir in den letzten hundert Jahren im christlichen Abendland an theoretischer Vorbereitung und praktischer Durchführung barbarischer Gesinnung erlebt haben, nicht erklären, denn diese Barbarei ist nicht nur ihrem Ausmaß, sondern auch ihrer Qualität nach durchaus verschieden von jener Unmenschlichkeit, die allenthalben die Geschichte der Menschheit begleitet. Es ist eine Unmenschlichkeit, die sich — arrogant und verzweifelt zugleich — selbst bejaht.

Sie werden jedenfalls verstehen, daß ich es unter diesen Umständen für dringlich halte, dem Menschen unserer Tage deutlich zu machen, daß sein humaner Auftrag weder etwas mit seinem speziellen Verhältnis zum Christentum noch auch etwas mit seiner allgemeinen Einschätzung der Religion zu tun hat, sondern unmittelbar aus der Wesensbestimmung des Menschen abzuleiten ist. Ich halte den Menschen nicht für gut, und ich glaube auch nicht an die Möglichkeit, das Paradies herbeizuführen, aber ich bin der Meinung, daß der Mensch gar nicht als Mensch erkennbar sein würde, wenn er nicht seiner Natur nach auf Menschlichkeit hin angelegt wäre.

Und ein zweites Mal protestiere ich nun gegen den Allgemeinverbindlichkeitsanspruch des Christentums im Namen der Religiosität. Der Mensch kann zwar human handeln,

ohne sich an einen bestimmten Glauben oder eine Metaphysik zu binden, aber seine Existenz kann nur dann sinnvoll genannt werden, wenn er eine Beziehung zu jenen Fragen sucht, die man die „letzten“ nennt. Und es kommt dabei gar nicht darauf an, ob er im ständigen Fragen stecken bleibt oder eine Antwort auf solche Fragen findet. Solange die Identifikation von Christentum und Religion aufrecht erhalten wird, werden alle nichtchristlichen, aber potentiell gläubigen Zeitgenossen in einen reinen Agnostizismus oder Positivismus geradezu hineingezwungen. Es muß also nicht nur die Bindung zwischen Christentum und Ethik gelöst, sondern auch die Identifikation von Christentum und Religion aufgehoben werden. Und zwar ohne Rücksicht auf die Frage, ob denn nun eine andere Religion parat ist, die man übernehmen kann. Zunächst einmal muß die metaphysische Dimension wieder sichtbar und erlebbar gemacht werden.

Konkret heißt das beispielsweise, daß man die verschiedenen philosophischen und religiösen Systeme in den Schulen genauso behandeln muß, wie man dies mit wissenschaftlichen und geschichtlichen Tatbeständen tut. Ich erwarte mir von solch einer Information keineswegs, daß sich die nächste Generation zum Buddhismus oder zum Hinduismus bekennt, aber ich verspreche mir davon ein natürliches Wachstum des religiösen Gefühls. Die Bekanntschaft mit den sehr verschiedenen metaphysischen Deutungsversuchen, die die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte unternommen hat, wird den in unserer heutigen Zivilisation heranwachsenden Menschen möglicherweise davor bewahren, mit dem Christentum die Religion überhaupt für überflüssig zu halten.

An dieser Stelle darf ich nun auch noch auf den ersten Punkt Ihres Briefes eingehen, nämlich Ihre Bemerkung, daß ich das „politische“ Anliegen meines Buches (womit



all die Fragen gemeint sind, die ich soeben angeschnitten habe) verfälsche, indem ich entgegen meiner eigenen Beteuerung doch immer wieder den Versuch mache, in die religiös-philosophische Diskussion mit dem Christentum einzutreten. Dieser Versuch — ich möchte es noch einmal betonen — steht in der Tat nicht im Vordergrund oder Mittelpunkt meines Buches. Aber ich habe auf die diesbezüglichen Kapitel aus zwei Gründen nicht verzichten können: einmal ist meine Schrift, wie Sie wahrscheinlich bemerkt haben, doch so etwas wie eine Konfession. Ich habe das Buch geschrieben, um einmál auszusprechen, was jemand, der außerhalb des Christentums steht, denkt. Zu einem solchen Bekenntnis gehört notwendigerweise ein wenn auch noch so fragmentarischer Aufriß der eigenen Glaubensposition und eine Skizzierung der Gründe, die es mir unmöglich machen, die christlichen Überzeugungen zu teilen. Es ist mir dabei durchaus bewußt, daß meine Argumente gegen das Christentum keinen Originalitätswert haben. Aber es schien mir doch nötig darauf hinzuweisen, daß es solche bis heute nicht widerlegten Einwände gibt. Die Meinung mancher Apologeten des Christentums, daß ein Argument schon deshalb überholt ist, weil es sich bereits bei Feuerbach oder bei Nietzsche findet, ist ein Irrtum.

Ob ich — und dies ist ein Einwand, dem ich immer wieder begegne — das Christentum „richtig“ gezeichnet habe, ist eine nicht leicht zu entscheidende Frage. Ich kann mich in einem Essay von 220 Seiten nicht gut in eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Interpretationen einlassen, die die christliche Heilslehre im Laufe ihrer Geschichte erfahren hat. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als nach gewissen Prinzipien zu suchen, die sich in den Lehren aller christlichen Konfessionen und Glaubensgemeinschaften finden. Der metaphysische Kern der christ-

lichen Lehre ist für mich die Überzeugung, daß in der historischen Person des Jesus Christus Gott offenbar geworden ist, und daß es des Glaubens an dieses Ereignis bedarf, um erlöst zu werden.

Wenn Sie schließlich einwenden, lieber Herr Heer, ich spreche über christliche Erfahrungen, ohne sie zu kennen, so muß ich darauf erwidern, daß ich mich einer solchen Argumentation nur dann fügen würde, wenn das Christentum ein esoterisch-mystischer Kult wäre. Davon kann aber keine Rede sein. Das Christentum vertritt eine bestimmte Glaubenslehre und versucht mich zur Annahme dieser Lehre zu bewegen. Es fordert mich daher zu einer Stellungnahme heraus, ohne und bevor ich christliche Erfahrungen gemacht habe.

Vielleicht darf ich diesen Brief schließen, indem ich noch einmal sage, daß es mir nicht darum zu tun ist, Gläubige zu Ungläubigen zu machen. Ich habe große Achtung vor allen Menschen, die einem Glauben ernstlich anhängen, aber gerade deshalb, weil ich die Glaubensfähigkeit für ein so wesentliches Talent halte, fühle ich die Verpflichtung, mich derer anzunehmen, die ganz offensichtlich eines anderen Glaubens als des christlichen bedürfen.

Lieber Herr Szczesny!

Ihr erfrischend offenes Bekenntnis stellt an den aufgeklärten Christen und Staatsbürger die Frage: was nun? Welche Konsequenzen ergeben sich für ihn, als Christen, aus der Tatsache, daß es heute nicht wenige Menschen gibt, deren versehrtes Gewissen eben jetzt in Ihnen, lieber Herr Szczesny, einen so klugen und eindrucksstarken Sprecher gefunden hat?

Ich sage: diese Ihre Frage wird vom aufgeklärten Christen vernommen. Andere Christen werden sie vielleicht gar nicht zu hören vermögen. Darüber müssen wir beide uns klar sein. Als „aufgeklärten Christen“ möchte ich jenen bezeichnen, der in seiner Kirche bewußt zunächst die schicksalsschweren letzten vier Jahrhunderte erlebt: den hundertjährigen Bürgerkrieg der Konfessionen, dann die große Welle der ersten Aufklärung, vom 17. Jahrhundert anschwellend — und der weiß, daß die Menschheit sich heute in den ersten Flutwellen der zweiten Aufklärung befindet: und der, als Christ, im einzelnen mit vielen Ja und Nein zu Erscheinungen dieser zweiten Aufklärung Stellung nimmt, aber eben dieses eine nicht versucht: sie schlechthin zu leugnen. Das ist eine Stellungnahme von eminent politischer, gesellschaftlicher und staatsbürgerlicher Bedeutung! Hier geht die Front mitten durch die heutige europäische und deutsche Christenheit hindurch: wenn ich nämlich, als Christ, diese große zweite Welle der Aufklärung nicht genügend ernst nehme, dann lande ich bei religiösen, auch innerkirchlichen und politischen Privatkulten, suche die Zuflucht bei ästhetischen, poetischen, philosophischen Zauberern, und lande früher als ich es

denke, in einer reaktionären Engpaß-Stellung: voll Groll und Animosität wider die Moderne, wider die böse Zeit, die sich mir entzieht, und vielleicht auch in geheimer, ungerne einbekannter Erwartung des starken Mannes, der dies alles beseitigen, liquidieren wird: diese Position der „Jakobiner“, der dezidierten Nichtchristen, der Gnostiker!

Wenn ich mich aber, zum anderen, als aufgeklärter Christ in meiner Kirche und Konfession erkenne und bekenne, dann stellt sich mir als das Problem der Gegenwart und Zukunft vor: wie schreite ich, als Christ und Staatsbürger, in diese Epoche der zweiten Aufklärung hinein, und übernehme in ihr die mir zukommende Verantwortung für meine christlichen und nichtchristlichen Mitbürger.

Die erste Reaktion, in Reflex auf Ihre Ausführungen, lieber Herr Szczesny, wird vielleicht diese Antwort nahelegen: sie in Ruhe lassen. Christen, laßt endlich einmal die vielen Nichtchristen, die mit euch zusammen die Gesellschaft, das Volk, den Staat bilden, in Ruhe! Zwingt sie nicht in Eure Kirche hinein, zwingt sie nicht zur „Kulturlüge“, zum äußerlichen Festhalten am Christentum, das, wie Sie sagen „unausgesetzt das „Schlechte“ hervorbringt. Wobei das Bessere, um Ihnen weiter das Wort zu geben, zunächst einfach darin besteht, daß man diesen verhängnisvollen Prozeß endlich zum Stillstand bringt.

Nun: in Ruhe lassen. Lassen wir Christen also die Massen unserer nichtchristlichen Mitbürger in Ruhe! Ist das aber nicht seit Jahrhunderten bereits geschehen? Sehr ernste, ihr Christsein ernstnehmende Christen könnten Ihnen, lieber Herr Szczesny, da jetzt vorhalten, daß eben der Prozeß des letzten Jahrhunderts, den Grillparzer in seiner Entstehung bereits als Weg von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität angesprochen hat, weithin dadurch unmenschlich geworden ist, weil eben unsere



Christen die nichtchristlichen, ja gegenchristlichen Entwicklungen in Ruhe ließen: die Heraufkunft des Manchesterliberalismus und Nationalismus, der vielfältigen neuen Formen der Ausbeutung des Menschen durch den Mitmenschen. Es gibt da, ich muß dies hier zumindest anmerken, nicht nur eine große Versuchung, sondern auch eine echte Sorge des konfessionellen Integralismus, also der Bekehrsucht und des Herrschwillens christlicher Einzelner und Gruppen: diese wollen ja immer wieder tatsächlich sich selbst und ihre nichtchristlichen Nächsten zu wirklichen Christen machen, und spüren in Scham und Schmerz die Schande: daß alle Welt sich christlich nennt und dabei immer unchristlicher und unmenschlicher wird.

Hier zeigt sich nun gleich ein Phänomen, das nicht genug beachtet wird: es gibt heute sehr, sehr viele Menschen, ja weite Kreise nicht zuletzt des deutschen Volkes, die Christ, ja Christ in der Kirche bleiben wollen, selbst gegen den Willen der Kirche. Dieser seltsame Tatbestand wird tagtäglich landauf landab sichtbar bei den unliebsamen Vorkommnissen, die so viel Ärger erregen, zumal da sie bisweilen durch private Gehässigkeit und parteipolitische Verquickung belastet sind: es sind das die Vorkommnisse beim Streit, ja beim Kampf um ein kirchliches Begräbnis, nicht selten auch um eine kirchliche Trauung. Ich glaube, man sollte diese fast täglichen Vorkommnisse als Symptom unserer Verhältnisse im rechten Sinne ernst nehmen. Da zeigt sich nämlich, wie sehr breite Schichten des Volkes Christ, Kirchenchrist sein wollen, selbst wider den Willen der Kirche. Diese hat ja wenige Disziplinarmaßnahmen, um auf ihre Schäfchen einzuwirken: die Exkommunikation wird, Gott sei Dank, muß man wohl sagen, nicht mehr so leicht gehandhabt wie im Mittelalter und zu Calvins Zeiten. Wenn nun ein Mensch, der zeitlebens wenig oder gar nichts mit der Kirche zu tun haben wollte, stirbt, wünschen

seine Angehörigen sehr oft ein kirchliches Begräbnis. Wenn dann die Kirche, das heißt ein kleiner Dorfpfarrer, den Mut findet, dieses zu verweigern, ist eine Hölle los. Die Kirche wird der Unmenschlichkeit und Barbarei angeklagt, weil sie, einmal wenigstens, bezeugt: mit diesem Menschen habe ich nichts mehr zu tun, da er selbst die Verbindung mit mir gelöst hat. Nun werden Sie, lieber Herr Szczesny, und mit Ihnen viele aufgeklärte und nichtaufgeklärte Gegner unseres Christentums sagen: die Kirche sollte besser bei Lebzeiten diesen Strauß ausfechten, und nicht nur mit armen toten Teufeln, sondern mit den Mächtigen des Tages und mit den großen Interessenverbänden, die alle gern Christ sein wollen, und die Fassade des Christlichen für ihre Machtkämpfe und Geschäfte benützen.

Dies will ich Ihnen gerne zugestehen, dennoch wird das große Problem dadurch nicht gelöst; um das, wenn ich Sie und mich selbst recht verstehe, die einzig fruchtbare Auseinandersetzung gehen kann und soll: wie kann es zu einer heilen, gesunden Koexistenz in unserer deutschen und dann zunächst europäischen Gesellschaft kommen? Zu einer Koexistenz von Christen und Nichtchristen? Von Christen, die ihr Christsein ernst nehmen und von Nichtchristen, denen man die Chance geben muß, ohne Diffamierung, sich in Denken, Bekennen und Leben als Nichtchristen darzuleben? —

Nun könnte man billig, und weniger billig, darauf verweisen: diese Chance, sich dezidiert als Nichtchrist darzuleben, wird, wie breiteste Bereiche unseres Lebens in Politik, Kultur, Gesellschaft, in Literatur, Film, Unterhaltungsindustrie und Kriegsindustrie zeigen, von vielen genützt. Die Flucht vor dem Christentum, der Auszug aus dem Christentum, hat hier in voller Öffentlichkeit Formen angenommen, die nicht übersehen werden können, und denen ein immanenter Bekenntnischarakter zukommt.



Wobei die etwas mehr als neuneinhalb Milliarden Deutscher Mark, die im vergangenen Jahr in Westdeutschland vertrunken wurden — mehr als für das Bauen neuer Häuser ausgegeben wurde — vielleicht ebenfalls darauf hinweisen, wie immer breitere Kreise sich ihr Leben nicht von dem Herrn holen, der von sich sagt: ich bin das ewige Leben, und der sich als lebendiges Wasser bekennt mit den Worten der Frohen Botschaft: „Wer aber von dem Wasser trinkt, das Ich ihm geben werde, der wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten.“ Nun, es ist tausendfach offenbar geworden, daß, ganz ungeniert und ohne Angst vor Kirche und Christentum, immer größere Massen anderen Wassern den Vorzug geben: Feuerwassern, dem Trank der Berausung, der Grausamkeit, des Hasses — und darum eben auch der Infantilität, Verblendung und Verblödung verfallen.

Wenn man von der harten Realität des gelebten Lebens her unsere Verhältnisse ansieht, dann muß man doch feststellen: an Mut, sich als Nichtchrist zu bekennen, *via facti*, durch ein un-, ja ein gegenchristliches Leben, fehlt es nicht. Diese Massen scheuen nicht, wie nicht nur die letzten Kriege gezeigt haben, davor zurück, ohne jede Rücksicht auf Verluste, der Kirche und jeglichem Christentum ins Gesicht zu spucken. Diese breiten Massen haben sich längst das Recht genommen, dezidiert Nichtchrist zu sein: durch das Bekenntnis ihres Lebens in aller Weltöffentlichkeit.

Damit sollte sich ein Tatbestand erhellen, der mir wichtig erscheint: es sind, lieber Herr Szczesny, nur einzelne und vielleicht Einsame, Menschen, in denen die Personwerdung bereits beachtliche Fortschritte gemacht hat, die den Mut suchen und in etwa aufbringen, sich im Denken, in einer wohldurchdachten Weltanschauung als Nichtchristen, als religiöse, fromme, denkende Menschen jenseits des Christentums zu bekennen.

Nun, auch hier ließe sich, nicht ganz mit Unrecht, ein Einwand machen, zu dem ich persönlich nicht ganz stehe, der aber Beachtung verdient: breiten sich nicht täglich außerchristliche religiöse Gruppen und Glaubensbekenntnisse recht ungeniert in der Bundesrepublik aus? Man baut Moscheen, gründet buddhistische Zirkel, schließt sich in germanischen, angloamerikanischen, asiatischen Kleinkirchen und Sekten zusammen, gründet Gemeinden, Zeitschriften und entfaltet eine rührige Propagandatätigkeit, so daß, wenn die Entwicklungen der Gegenwart weiter-schreiten, der deutsche Raum in absehbarer Zeit dasselbe buntscheckige Bild einiger hundert Bekenntnisse, Kleinkirchen, religiöser Gemeinden darbieten wird, wie die Vereinigten Staaten, wie Japan, Südafrika und andere Räume. Mir flattern täglich, jede Woche aus Deutschland Schriften, Tagungsberichte und andere Anzeigen außerchristlicher religiöser Gruppen ins Haus: ich darf hinzufügen, daß ich sie, alle, mit Aufmerksamkeit lese.

Es ist also, wenn man näher zusieht, der außerchristlichen, ja gegenchristlichen Propaganda in unserer deutschen Gesellschaft Tür und Tor offen: und dennoch will ich gern Ihr großes Anliegen ernst nehmen, mit aufnehmen, das sich in der Forderung verdichtet: man möge die verschiedenen philosophischen und religiösen Systeme in den Schulen genau so behandeln, wie man dies mit wissenschaftlichen und geschichtlichen Tatbeständen tut. Sie versprechen sich davon „ein natürliches Wachstum des religiösen Gefühls“.

Deutschlands Schule, Deutschlands Schicksal! An den Schulen und an den Gerichtshöfen ist die Weimarer Republik mit zugrunde gegangen. Größte Gefahren für die Freiheit, die innere Freiheit zunächst, drohen, wie wir wohl alle wissen, von Schulen: von Schulen, in denen nicht neue

Menschen gebildet, erweckt, angesprochen werden, sondern in denen in erschreckend hohem Maße atavistische Relikte gepflegt werden: Ständedünkel, Nationalismus, die hohen Fetische blutiger Vergangenheit, eng verbunden damit die Intoleranz, das Ghettowesen, natürlich auch im konfessionellen Bezug. Der Kampf um die Schule, um eine Neugestaltung der Schule ist ein Kampf um die deutsche Gesellschaft der Zukunft. Zu diesem Kampf gehört wesentlich das Ringen um eine innere Offenheit den großen außerchristlichen Religionen und weltanschaulichen Systemen gegenüber. Wie soll der deutsche Mensch der Zukunft weltgütig, weltfähig werden, wenn er nicht weiß, mit wem er es, als Partner und Gegner in den Geschäften der Weltwirtschaft und Weltpolitik zu tun hat? Hier stimme ich Ihnen ganz zu: von meinen Voraussetzungen als Christ her. Um gleichzeitig dies zu begründen und zu modifizieren: ich glaube, daß eben dieses von Ihnen erhoffte „natürliche Wachstum des religiösen Gefühls“ — durch den Unterricht in den außerchristlichen Religionen und Weltanschauungen — gerade bei frommen, aufgeklärten Christen in bester Hut ist. Wenn nämlich dieser Unterricht mehr sein soll als bloße Stoffweiterung, als ein Hobby, ein intellektueller Flirt, ein ästhetischer Genuß (wie er etwa in Verbindung mit einer gewissen Kunst-Bildung gern und gefällig sich einstellt), dann bedarf es doch zunächst bei den Lehrern und Professoren einer religiösen Ergriffenheit, die, wenn ich es so ausdrücken darf, das Gott-Menschliche, die Inkarnation des Göttlichen in diesen außerchristlichen Religionen und Weltanschauungen existentiell zu erfahren vermag. Der fromme, aufgeklärte Christ weiß sich offen, rückhaltlos offen für die Wahrnehmung des Göttlichen in eben diesen außereuropäischen, außerchristlichen Manifestationen. Es ist eben deshalb kein Zufall: wenn man die heutige internationale europäische Erforschung des Islam

und des Buddhismus betrachtet, wird man überall Männer an der Spitze finden, wie Massignon, die persönlich tief eingewurzelt sind in einem europäischen Christentum, das in ihnen selbst wuchs und sich zu Weltoffenheit wandelte in lebenslanger Beziehung, sei es nun zum Islam, sei es zum Buddhismus, sei es auch zu afrikanischen sogenannten heidnischen Religionen und Philosophien, wofür etwa die einzigartigen Forschungen französischer Priester über die Weltanschauung der Bantus reichen dokumentarischen Beleg bieten.

Zum großen Thema, das Sie, lieber Herr Szczesny, als dezidierten Nichtchristen und mich als aufgeklärten Christen eben so sehr angeht: also zum Wachsen von wahrer Freiheit, von intellektueller Redlichkeit und eines frommen Sinnes in einer Gesellschaft, die allzuleicht auf diese ihre Menschenrechte und Menschenpflichten verzichtet, zu diesem großen Thema also des Wachsens der Demokratie, der freien Gesellschaft, hat ein sich selbst im Wandel der Zeit recht verstehendes Christsein einiges beizutragen.

Wie gewaltig hier unsere Zeit vom Wandel ergriffen wird, zeigt mit ein Bildchen, das ich vor einigen Wochen aus einer großen deutschen Tageszeitung mir ausschnitt: da standen sie nebeneinander, als große, alte ehrwürdige Brüder, auf einem Photo: beide im vollen Ornat, bekleidet mit den priesterlichen Gewändern, den Amtszeichen ihrer Würde, als Hohe Priester zweier Welten, die einander im großen Atem der Weltgeschichte zum ersten Male wieder begegnen seit jenen Tagen, in denen die mongolischen Höfe der Enkel und Erben Dschinghis Khans nebeneinander römisch-katholische Hofbischöfe, nestorianische Bischöfe, buddhistische Mönche und Priester asiatischer Kulte hatten. An diese große Zeit der pax mongolica, des mongolischen Weltfriedens mußte ich denken, als ich da jetzt das Photo aus diesem frühen Jahr 1959 vor mir liegen sah: Papst



Johannes XXIII. und ein führender Buddhist, ein hoher tibetanischer Lama.

Sie „fühlen“, lieber Herr Szczesny, wie Sie sagen „die Verpflichtung, sich derer anzunehmen, die ganz offensichtlich eines anderen Glaubens als des christlichen bedürfen“. Nun, ich glaube, so paradox dies auf den ersten Blick erscheinen mag, daß Sie hier die treue Partnerschaft wacher Christen finden werden, weit mehr als jener vielen, die sich der Gehäule der alten Religion bedienen, um vor sich selbst und ihren Mitbürgern zu verbergen, daß sie weder in diesem noch in einem anderen Glauben leben wollen, da sie sich ihr Leben längst eingerichtet haben: jenseits des Christentums, und jenseits jedes Glaubens und jeder geistigen Redlichkeit, die ja beide, ernst genommen, vom Menschen einiges verlangen müssen, um das schaffen zu können, was der Glaubende von ihnen verlangt: Reifung, Wachstum der Persönlichkeit, Mensch-Sein als Mensch-Werden, so daß unsere Gesellschaft etwas menschlicher und diese unsere Erde etwas göttlicher wird, in Entfaltung ihrer innersten Kräfte.

Die Zukunft hat auch hier, das ist meine Überzeugung, schon begonnen: wenn auch oft unbekannt, voneinander zu wenig wissend, als Partner, befinden sich heute in Deutschland, in Europa und darüber hinaus, wache Christen und wache Nichtchristen bereits gemeinsam engagiert. Einzelne und kleine Gruppen hier und dort. Ich glaube, es ist an der Zeit, dieser Schicksalsgenossenschaft noch mehr bewußt zu werden, und daraus die gesellschaftlichen Konsequenzen zu ziehen.

Lieber Herr Heer,  
wenn ich unser Gespräch richtig deute, hat es bestätigt, daß auch heute und hier in der Bundesrepublik, in Europa, in der westlichen Welt die wirklichen Fronten nicht zwischen Christen und Nicht-Christen, sondern zwischen politisch einsichtigen und menschlich toleranten Bekennern aller religiösen und weltanschaulichen Lager auf der einen und ihren politisch uneinsichtigen und unduldsamen Apologeten auf der anderen Seite verlaufen. Ich habe in meinem Buch die Gründe genannt, die es mir persönlich unmöglich machen, die Glaubensüberzeugungen der Christen zu teilen und ich habe — gewiß nicht ohne Aggressivität und Schärfe — gegen den mir verhängnisvoll erscheinenden Autoritätsanspruch des Christentums Stellung genommen. Die gleichen Motive aber, die mich veranlassen, diesen Protest zu erheben, machen mich auch zu einem entschiedenen Gegner jedes Versuches, die Freiheit der Christen, des christlichen Glaubens und der christlichen Kirchen einzuschränken. Ich habe mich — soweit ich jene Zeit schon als bewußter, als denkender und urteilender Mensch erlebte — mit den Christen aller Konfessionen im Widerstand gegen den nationalsozialistischen Verbrecher-Staat solidarisch gefühlt, und ich weiß mich heute politisch und menschlich in einem Lager mit allen Christen, die sich bemühen, den gewaltigen Möglichkeiten und den tödlichen Gefahren der Zukunft, der wir unaufhaltsam entgegenleben, unvoreingenommen und mit klarem Kopf zu begegnen.

Auch Sie, lieber Herr Heer, stehen in diesem Lager und sehen die Dinge, die auf uns zukommen. Trotz dieser unserer Übereinstimmung bei der Beurteilung der ge-



schichtlich-gesellschaftlichen Gesamtsituation melden Sie aber auch in Ihrem letzten Brief wieder Zweifel an, ob meine These von dem Übles erzeugenden Allgemeinverbindlichkeitsanspruch des Christentums wirklich zu Recht besteht. Und Sie halten nach Tatsachen Ausschau, die meinen Vorwurf entkräften könnten. In diesen Tatsachen scheint Ihnen zum Ausdruck zu kommen, daß es weder den absoluten Autoritätsanspruch des Christentums gibt, von dem ich spreche, noch auch — soweit es ihn geben sollte — die Welt daran dachte oder denkt, sich ihm zu unterwerfen.

Es sind sehr verschiedenartige Phänomene, die Sie als offene Bekundung des Nicht-Christlichen interpretieren: die ungehinderte Entfaltung des Manchester-Liberalismus und Nationalismus, mit der unsere Epoche recht eigentlich begann, und die ebenso ungehinderte Ausbreitung einer plattesten Genuß- und Vergnügungssucht, die unser gegenwärtiges Dasein durch alle Bereiche hindurch charakterisiert. Dies alles waren und sind erschreckende Begleiterscheinungen der neueren Geschichte unserer westlichen Zivilisation und Sie wissen, lieber Herr Heer, daß der Versuch, ihren Ursachen nachzugehen, im Mittelpunkt der kulturkritischen Teile meiner Schrift steht. Aber inwiefern nun soll es sich dabei um eine Dokumentation des „Nicht-Christlichen“ handeln, um einen Beweis dafür, daß von einem Verdrängen und Sich-Verbergen der nicht-christlichen Tendenzen unserer Kultur gar keine Rede sein kann? Der Kapitalismus, um mit ihm zu beginnen, ist nicht nur mit Duldung der christlichen Kirchen groß geworden, sondern — wie dies Max Weber einleuchtend nachgewiesen hat — ohne gewisse ethische Vorstellungen des Protestantismus gar nicht denkbar. Und den Kampf gegen seine prinzipielle und faktische Unsittlichkeit hat man fast ein Jahrhundert lang den Sozialisten überlassen. Welche Bedeutung hat Ihre Charakterisierung „nicht-christlich“,

wenn dieses Nicht-Christliche allein und gerade von den „atheistischen“ Sozialisten bekämpft worden ist? Nicht sehr viel anders steht es mit dem zweiten Grundübel der europäischen Neuzeit. Während sich das offizielle Christentum immer wieder mit den Nationalisten aller Schattierungen verbündete, waren es die Aufklärer, die Humanisten und Sozialisten, die sich gegen die barbarischen Konsequenzen der völkischen Romantik und der absolutistischen Staatslehren auflehnten.

Ich zweifle nicht daran, daß die Machenschaften des Kapitalismus und Nationalismus der Botschaft des Nazareners widersprechen, ja dieser Botschaft ins Gesicht schlagen. Leider ging es jedoch den christlichen Kirchen auch zu jener Zeit, in der diese Dinge ihren Anfang und ihren Lauf nahmen, nicht um die Behauptung von Glaubens-, sondern von Machtpositionen. Aber selbst dann, wenn das der wirklichen Botschaft Christi Entsprechende geschehen wäre und die Christen entschlossen gegen das heraufkommende Unheil Stellung genommen hätten: die Übel des Manchester-Liberalismus und Nationalismus waren wahrhaftig nicht Ausdruck einer sich gegen das Christentum auflehrenden Anschauung und Gesinnung, sondern Ausdruck einer mit dem christlichen Glauben auch das religiöse Bedürfnis und die moralische Orientierung verlierenden Kultur, die dies alles für identisch zu halten gewöhnt war. Die kapitalistischen und chauvinistischen Verirrungen waren ebensosehr eine Absage an den europäischen Humanismus, an die sozialen, demokratischen und kosmopolitischen Ideale der Aufklärung wie sie eine freche Verhöhnung des wahren Christentums sind. Das, was ich meine, lieber Herr Heer, wenn ich für eine offene Selbstdarstellung des Nicht-Christlichen plädiere, ist also das Gegenteil dessen, was Sie als „nicht-christlich“ bezeichnen, nämlich die Summe all jener Traditionen, Auffassungen

und Verhaltensweisen, die — zu Tage gefördert, bewußt und begreiflich gemacht — ein sittliches, ein humanes Dasein der Angehörigen unserer Zivilisation begründen könnten, die die Bindung ans Christentum gelöst haben.

Während das Christentum, wie Sie selbst feststellen, sich durch noch so handgreifliche Bekundungen des moralischen Niederganges nicht sonderlich beunruhigen ließ, hat es gleichzeitig alles getan, um jene nicht-christlichen, aber unzweifelhaft humanen Strömungen der europäischen Neuzeit, deren Vorhandensein den moralischen Verfall der aus der christlichen Glaubensbindung entlassenen Massen hätte aufhalten können und in Gestalt der Arbeiterbewegung, des humanitären Liberalismus und Rationalismus tatsächlich auch aufgehalten hat, zu verketzern. An dieser Situation und Einstellung hat sich bis heute nichts geändert; (sie hat sich sogar durch die nach 1945 in allen Bereichen bemerkbar machenden restaurativen Tendenzen ungemein verschärft).

Sowohl die Funktionäre und Repräsentanten des Christentums als auch die sich zum Schutzpatron des Christentums aufwerfende öffentliche Meinung, ist jederzeit geneigt, offenkundig unmoralische Erscheinungen und Entwicklungen in Kauf zu nehmen und zu entschuldigen, wenn sie nur den religiösen Autoritätsanspruch der christlichen Heilslehre unangetastet lassen. Aber sie ist nicht bereit, eine offen bekundete Absage an den christlichen Glauben hinzunehmen, auch wenn diese Absage von Menschen und Gesinnungsgemeinschaften kommt, an deren moralischer Integrität kein Zweifel zulässig ist.

Ich bin kein „Moralist“ und ich glaube, daß das Christentum in einer Hinsicht allen anderen Religionen überlegen ist. Es hat die unaufhebbare Unzulänglichkeit des Menschen in den Rang einer metaphysischen Wahrheit erhoben und damit eine Einsicht in die tragischen Bedingungen der

menschlichen Existenz gewonnen, die in jeden Schuldspruch die Gnade mit einschließt. Aber die Bereitschaft, keinen Menschen, wie tief er auch fällt, verlorenzugeben, führt zu gefährlichen Theorien und Praktiken, wenn man sie auf den Kreis der Gläubigen beschränkt. Es tritt dann nämlich jener widerwärtige christliche Immoralismus in Erscheinung, dem die humane Anstrengung des Nicht-Christen schließlich nur noch ein Zeichen von Naivität und Flachköpfigkeit ist und der andererseits den Blumen des Bösen hingerissene Anteilnahme bezeugt, wenn sie nur in den Gärten christlicher Sünder wachsen.

Sie sprechen davon, lieber Herr Heer, daß auch unseren gegenwärtigen Lasten — der Genuß- und Vergnügungssucht, der Flucht in die Zerstreuung, in die Betäubung und den Alkoholismus — eine mehr oder weniger bewußt bekundete antichristliche Gesinnung zugrunde liegt und diesen Erscheinungen somit ein „immanenter Bekenntnischarakter“ zukäme. In der Überzeugung, daß es sich um Übel, und zwar wegen des Ausmaßes und der Unbekümmertheit, mit der sie auftreten, um höchst gefährliche Übel handelt, sind wir uns einig. Daß in ihnen — wie Sie sagen — der „Mut, sich via facti als Nicht-Christ zu bekennen“ zum Ausdruck käme, muß ich jedoch bestreiten. Die Laster, die sich unsere Zeitgenossen zugelegt haben, sind ja keineswegs Exzesse, in denen sich Seelenqualen, große Leidenschaften oder gar prometheische Ideen zu erkennen geben, und die man als eine Art Aufstand des Anti-Christ deuten könnte. Es ist vielmehr eine wohltemperierte, allen Anstrengungen und Aufregungen abholde Neigung zu einem saturierten Stumpfsinn, zu einem freiwilligen Verzicht auf geistige und sittliche Anspannung.

Dieser Zustand scheint mir bar jeder Art von Bekenntnisdrang zu sein. Er dokumentiert vielmehr, daß die religiös-metaphysische Sphäre weiterhin vom Christentum



besetzt gehalten und auch dem Christentum gar nicht streitig gemacht wird. Die säkularisierten Massen sind daran gar nicht mehr interessiert, denn mit dem Verlust der Bindung an den christlichen Glauben haben sie den Glauben überhaupt abgeschrieben und hat sich für sie die Welt auf den Bereich des unmittelbaren faktisch-praktischen Daseins, auf Bedürfnisbefriedigung, soziale Anpassung und zivilisatorischen Fortschritt verengt.

Nun weisen Sie in Ihrem Brief noch auf etwas anderes hin: daß es nämlich in der Bundesrepublik eine Vielzahl von Glaubensgemeinschaften gäbe, die außerhalb des Christentums ständen und sich dennoch ungeniert entwickeln könnten. Nun — bei der überwiegenden Mehrzahl der in der Bundesrepublik und allen anderen westlichen Ländern mit demokratischer Verfassung anzutreffenden Glaubensgemeinschaften handelt es sich doch wohl um Gruppen, die zwar außerhalb der beiden großen christlichen Konfessionen, nicht aber außerhalb des Christentums stehen. Auch solchen christlichen Sekten werden mancherlei Schwierigkeiten bereitet, aber ich gebe zu, daß man sie im ganzen genommen gewähren läßt. Auch die islamitischen und buddhistischen Gemeinschaften und andere religiöse und weltanschauliche Vereinigungen läßt man gewähren, wenn auch längst nicht so ungeniert, wie Sie glauben, lieber Herr Heer. Ich erinnere mich an die geharnischten Proteste der Kirchen gegen den Bau eines Gotteshauses der Bahai und gegen die Durchführung eines buddhistischen Seminars durch ceylonische Mönche, von vielen anderen, nicht an die Öffentlichkeit gelangenden Vorfällen solcher Art zu schweigen. Aber dies alles trifft gar nicht den Kern der Sache.

Die liberale und demokratische Gesellschaftslehre hat den religiösen Minoritäten ein Daseinsrecht gesichert. Dieses Daseinsrecht jedoch wird ihnen von der öffent-

lichen Meinung der christlich-demokratischen Gesellschaft nur solange und nur insofern zugestanden, als sie sich mit ihrem Minderheiten-Status zufrieden geben und als Gruppierungen von Sonderlingen am äußersten Rande der Gesellschaft zu existieren bereit sind. Ihr gesetzlich geschütztes Vorhandensein hat zwei Funktionen: es schützt und bestätigt den Monopolanspruch der beiden großen Konfessionen, indem es die Abweichung mit dem Makel des Sektierertums belegt, und es ist andererseits Ausdruck des schlechten Gewissens einer Gesellschaft, die sich auf ihre demokratische und freiheitliche Gesinnung etwas zugute hält, aber gleichzeitig die Autorität der christlichen Groß-Kirchen in keiner Weise eingeschränkt sehen will.

Wenn ich meine Schrift mit der Aufforderung an den Leser abgeschlossen hätte, nun einem von mir gegründeten Orden beizutreten: ich bin gewiß, daß meine Kritiker erleichtert gewesen und zur Tagesordnung übergegangen wären. Auf die Tolerierung einer Sekte mehr oder weniger kommt es ihnen nicht an. Aber diesen Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Ich beanspruche das Recht, meine von den christlichen Vorstellungen abweichenden Anschauungen zu bekennen, nicht als Gründer oder Anhänger irgendeiner Glaubensgemeinschaft, sondern ich beanspruche es als einzelner und für den einzelnen, — mag er im übrigen dem Monisten-Bund, der Freireligiösen Gemeinde, den Freidenkern, einer buddhistischen Gemeinschaft oder auch — wie ich selbst — keiner solchen Gruppe angehören.

Entscheidend also für die Beantwortung der Frage, ob unsere Gesellschaft eine tolerante Gesellschaft genannt werden kann, scheint mir einzig und allein ihre Bereitschaft, den abweichenden religiös-weltanschaulichen Standpunkt eines konkreten Individuums, eines einzelnen Staatsbürgers anzuerkennen. Und zwar anzuerkennen nicht nur als Zeugnis abseitiger Glaubensbemühungen, sondern als



Basis und Rechtfertigung auch seiner privaten, beruflichen und öffentlichen Existenz.

Blättern Sie unsere Zeitungen und Zeitschriften durch und hören Sie die Programme unserer Rundfunkstationen ab: ob da Liberale oder Sozialdemokraten, Gewerkschaftler oder Industrielle, Theaterintendanten oder Oberbürgermeister oder Universitätsprofessoren schreiben und reden, soweit sie Christen sind, machen sie verständlicher Weise und völlig zu Recht von der Möglichkeit, Christlichkeit zu bekennen, reichlich Gebrauch. Soweit sie jedoch keine Christen sind, verschweigen sie diesen Tatbestand oder suchen gar wider besseres Wissen und Gewissen Christlichkeit vorzutauschen. Wo ist der hundesdeutsche Minister oder Staatssekretär, der es wagen würde und wagen dürfte, freimütig darauf hinzuweisen, daß seinen ethischen, sozialen und politischen Forderungen andere religiöse Vorstellungen als die christlichen zugrunde liegen? Wo ist der westdeutsche Philosophieprofessor, der sich nicht nur in undurchsichtigen Begriffssystemen, sondern in klaren, unmißverständlichen Worten von der Metaphysik des Christentums distanziert? Wo sind die Beamten, die politischen und kulturellen Funktionäre, die darauf verzichten würden, sich auf Gott zu berufen, sobald sie nicht mehr an ihn glauben? Natürlich gibt es sie hier und dort — als mißliebige Querulanten, als disqualifizierte Außenseiter, als Ausnahmen jedenfalls, deren Zahl und Behandlung die Regel nicht nur bestätigen, sondern erst vollends deutlich machen.

Der durchschnittliche Zeitgenosse schweigt und verschweigt, weil er Angst hat: ein Tabu zu verletzen, sich Repressalien auszusetzen, seinen Ruf, seine Stellung und seine Existenz einzubüßen. Und so leben wir denn in einer Atmosphäre des heimlichen Unglaubens, in einem Klima, in dem die Lüge, der Selbsthetrug, der Zynismus und Opportunismus üppig gedeihen, in einer Welt, in der der

Ausverkauf geistiger Werte und Güter immer größere Fortschritte macht, weil es immer selbstverständlicher wird, sie als Schmuck oder Tarnung zu gebrauchen.

Und all dies geschieht nicht in einem politisch befriedeten Jahrhundert, sondern in einem Abschnitt der Weltgeschichte, in dem alle Verteidiger einer humanen Menschheitsordnung, ob Christen oder Nicht-Christen, vor schwerwiegenden Auseinandersetzungen und Entscheidungen stehen. Gewaltige Menschenmassen in China und Rußland, in den asiatischen und afrikanischen Ländern sind in den großen Sog der politischen Emanzipation und des zivilisatorischen Fortschritts geraten und wollen wissen, was es mit unserem Gerede von der Würde der menschlichen Person, von der Gerechtigkeit für alle, von der Glaubens- und Gewissensfreiheit auf sich hat.

In dieser Situation nun spielen wir „christliches Abendland“ und träumen von neuen Kreuzzügen und einem neuen Mittelalter. Glauben die christlichen und pseudo-christlichen Wortführer der westlichen Hemisphäre im Ernst, daß der zur Scheinheiligkeit gezwungene Kirchensteuerzahler, der den lieben Gott einen guten Mann sein läßt, solange die Geschäfte gut gehen, im Kampf gegen den Ungeist des heraufkommenden Kollektivismus und Materialismus ein verlässlicher Bundesgenosse ist? Wir haben es in den letzten Jahrzehnten erlebt: dieser saturierte, geistiger Anspannung und Redlichkeit entwöhnte Kirchensteuerzahler wird nicht nur das christliche Abendland, er wird die ganze westliche Zivilisation verkaufen, wenn die Konjunktur vorüber ist und die großen Verführungen des autoritären Perfektionismus — aus dem Osten oder auch aus den eigenen Ländern — wieder auf ihn zukommen. Er wird nicht das Schwert gürten, um in den heiligen Krieg zu ziehen, sondern wird — so wie er zu Hitler übergelaufen ist, auch einem neuen Dschingis-Khan

zujubeln, wenn dieser nur in der Maske des Biedermannes auftritt und genügend Fernsehapparate, Automobile und Fußballveranstaltungen garantiert.

Wer die letzten Jahrzehnte erlebt hat und solche Prognosen dennoch für übertrieben hält, dem ist nicht zu helfen. Mir jedenfalls erscheint der Zusammenbruch unserer Zivilisation unaufhaltsam, wenn das Christentum sich weiterhin weigert, seinen Autoritäts- und Machtanspruch aufzugeben und fortfährt, den Menschen zu verschweigen, daß ihre Unfähigkeit, sich die Glaubensüberzeugungen der christlichen Heilslehre zu eigen zu machen, sie nicht von der Pflicht entbindet, außerhalb des Christentums nach einer humanen Ordnung und einer metaphysischen Sinngebung der irdischen Dinge zu suchen. Die Christen müssen endlich begreifen, daß ihre Verbündeten — hier bei uns und überall in der Welt — nicht die ungläubigen „Christen“, sondern die „gläubigen“ Nicht-Christen sind.

## ZWEITER TEIL

### *Vierter Brief von Friedrich Heer*

Lieber Herr Szczesny!

„Es ist Mitternacht, Herr Schweitzer!“ Sie kennen den Titel dieses Films über den bekannten, vielumkämpften Mann, der als Theologe, Forscher und Menschenfreund weit über die Grenzen eines engeren europäischen Christentums hinausgegangen ist, und dessen Werk gerade in dieser Form heute nicht nur in Afrika die Stahlkräfte bezeugt, die einem gelebten Christentum entströmen. „Es ist Halbzeit, Herr Szczesny“ — ich glaube, wir sollten uns in diesem zweiten Teil unseres Briefwechsels weniger mit der Vergangenheit und einer in vieler Hinsicht miserablen Gegenwart befassen, als mit dem, was in die Zukunft hinein zu tun und zu lassen ist. Ich glaube, daß das sowohl im Sinne einer künftigen Partnerschaft zwischen gläubigen Christen und gläubigen Nicht-Christen ist, wie im Sinne zweier Motive bedeutender Christen unserer Zeit, die mir nicht aus dem Kopf gehen. Reinhold Schneider, dieser reine deutsche Christ, der sich zuinnerst mit Menschen verbunden fühlte, die dezidierte Nichtchristen waren — ich nenne hier nur Gottfried Benn — bekennt in seinem letzten Werk, das testamentarischen Charakter trägt: „Die Angst taugt zu nichts.“

Und Pierre Teilhard de Chardin, der auf seinen Forschungsfahrten immer wieder in China, in den Wüsten und Wäldern der außereuropäischen Kontinente beglückt die Bruderschaft außerchristlicher Forscher-Freunde erfuhr, er selbst, Jesuit, Theologe und ein großer Beter, ein Mann, der auf gläubige Muselmanen, agnostische Natur-

forscher der östlichen und westlichen Hemisphäre den tiefen Eindruck einer strahlenden, denkmächtigen und liebesstarken christlichen Persönlichkeit machte, schrieb bereits am 30. September 1923 aus der Tiefe der Mongolei: „... die wahre Wissenschaft ist die Wissenschaft von der Zukunft...“ — Dem möchte ich noch ein Wort dieses großen Weltfreundes hinzufügen, das er am 20. Februar 1927 aus Peking schrieb: „Ich bin sicher — denn ich spüre es oder erfahre es jeden Augenblick durch die anderen —, die Welt ist voll von Kräften, aber sie wehrt sich dagegen, und sie erstickt, weil niemand, auch nicht der Christ, mit dem Beispiel vorangehen und die Bahn einer voll menschlichen Tat und eines voll menschlichen Lebens vorzeichnen will, das leidenschaftlich und aktiv allem Guten, allem Schönen und allem Wahren offen ist. Um die Menschen anzuziehen und miteinander zu verbinden, gibt es nur eine Art von unwiderstehlichem Kontakt, den Kontakt des ganzen Menschen mit dem ganzen Menschen.“

Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, daß wir, soweit nicht sachliche Rückblicke geboten sind, den Raum der Klage und Anklage verlassen, und uns entschieden dem zuwenden, was zu tun und zu lassen ist. Nichtchristen und Christen werden an ihren Früchten erkannt; nicht also an dem, was sie schreiben und reden, wohl aber an dem, was sie durch ihr Leben, ihr Denken, Tun und Fühlen dazu beitragen, um dem Menschen auf dieser Welt zu helfen. In diesem Sinne möchte ich darauf verzichten, die massiven Pauschalanklagen gegen das Christentum der letzten Jahrhunderte, die Sie in Ihrem letzten Brief wie aus einem Füllhorn der Pandora über uns Christen ausschütten, zu entkräften. Nicht, weil ich das für ein ungutes Geschäft halten würde, wohl aber weil ich meine, daß dies eine Aufgabe ist, die jenseits einer Mohrenwäsche und einer falschen Hagiographie, so groß und so hinausführend ist über

den Nahsinn unseres Gesprächs, daß es einfach in zwei, drei Briefen nicht zu leisten ist. Lassen Sie mich aber schlicht bekennen: ich bin der Überzeugung, daß der Geschichte des Unheils, des Mißwachsens, gefährlicher Irrwege und Abwege des europäischen Menschen in diesen letzten Jahrhunderten eine andere Geschichte parallel läuft, eine Geschichte des Heiles, der Erlösung, der Entbindung und Inkarnation reicher Kräfte gesunden, verwandelten, erhöhten Lebens. In beiden „Geschichten“ sind Christen Europas engagiert, in Schuld und Begnadigung beteiligt. Wobei ich natürlich nicht daran denke, etwa eine Krämerrechnung versuchen zu wollen, um etwa „nachzuweisen“, wie viele Plus- und Minuspunkte unser europäisches Christentum im großen Boxkampf der letzten Jahrhunderte, mit sich selbst, mit „Gott“, „Teufel“, vor allem mit dem lieben, das heißt ungeliebten Mitmenschen gesammelt hat.

Ich glaube, diese Art von Verteidigung und Angriff, Klage und Anklage sollten wir hier den geängsteten Partisanen und geängsteten Feinden dieses Christentums überlassen...

Und nun möchte ich den Sätzen Reinhold Schneiders und Pierre Teilhard de Chardins einige Sätze aus Ihrem Buch an die Seite stellen, da wo Sie im Schlußteil von der Notwendigkeit einer neuen Ethik sprechen: „Man muß glaubwürdige Leitbilder schaffen.“ — „Das Leben von heute und morgen wird durch die Massen bestimmt. Nicht etwa insofern sie imstande wären, ihr Schicksal allein in die Hand zu nehmen, sondern insofern die Leitbilder, die man vor ihnen aufstellt, ihrem Weltgefühl und Selbstverständnis entsprechen müssen. Die Leistungen, die man verlangt, und die Ziele, die man zeigt, muß der durchschnittliche Mensch begreifen und als freie und selbstverantwortliche Entscheidungen in seinen Willen aufnehmen können. Die neue Ethik wird eine nüchterne Ethik sein



müssen, frei von jedem Überschwang und jeder Verstiegtheit. Nur der Appell an das eingeborene humanitäre Prestigebedürfnis und an die Vernunft kann zu haltbaren Maßstäben und Verhaltensweisen führen. Man muß dem Menschen das Gefühl vermitteln, daß es beschämend ist, wenn er sich selbst verfehlt, und daß er Grund hat, stolz zu sein, wenn es ihm gelingt, sich als Mensch unter seinen Mitmenschen zu behaupten.“

Hier gelangen wir in die Mitte notwendiger Auseinandersetzungen: Christ und Nichtchrist werden in Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft des Menschen, der family of man, Modelle eines besseren Lebens vorzustellen haben, wenn sie, Christ und Nichtchrist, ihre Funktionen im Dienst der Gesellschaft erfüllen wollen. Es geht, schlicht und schwer, um einen höheren Lebensstandard! Um ein besseres, reiferes, innerlich und äußerlich menschlicheres Leben. Um ein Leben, das mehr Mitmenschlichkeit, mehr Denkkraft und Liebeskraft, mehr innere Würde und mehr Früchte trägt.

Sie schließen, lieber Herr Szczesny, unmittelbar an diese Sätze ein Kapitel an: „Über die Pflicht, unheilig und unweise zu sein.“ Hier sollte Ihnen nun ein einigermaßen ausführliches Gegenkapitel erwidern: „Über die Pflicht, heilig und weise zu werden.“ Wobei ich betonen möchte, ohne konfessionalistische Nebenabsicht, daß in diesem letzten Kapitel Ihres Buches die zutiefst protestantische, deutsch-protestantische Struktur Ihrer Auffassung des Christentums besonders eindrucksvoll zum Ausdruck kommt. Sie sagen hier: „Für das Christentum ist der Mensch identisch mit seinem statisch gedachten Charakter. Das statisch gedachte Ich steht, durch einen Abgrund von diesem geschieden, einem statisch gedachten Gott gegenüber, dem es sich nur durch einen Sprung und Gewaltakt zu nähern vermag.“

Das ist gut lutherisch, gut nominalistisch, im Sinne eines gewissen spätmittelalterlichen Nominalismus, der zwischen Gott und Mensch, Geist und Fleisch, Wissen und Glauben Abgründe aufreißt; von einem statischen Gottes- und Menschenbild dieser Art her lassen sich allerdings nicht Modelle eines „höheren Lebensstandards“, einer Erziehung und Bildung des Menschen zu einem besseren, menschlicheren Leben, ableiten. Da muß allerdings der Mensch warten, bis ihn Gott mit der Gewitterflut seiner Gnade, überfällt (wobei Luther bemerkt: wenn diese Flut vorüber ist, vertrocknet gleich wieder das Land) oder ihn reitet, der Herr-Gott das Menschen-Pferd, wie es in dem bekannten Lutherwort so eindrucksvoll dargelegt ist.

Gott sei Dank hat sich der Protestantismus an dieses statische und schizophrene Gottes- und Menschenbild nicht gehalten — seine Schulen und Erziehungsanstalten haben durch Jahrhunderte hindurch Menschen gebildet, als wachsende, reife Menschen, die bereit und imstande waren, über sich hinaus zu gehen: in Leistung, Leben, Opfer; und der Katholizismus hat nie sich zu einer solchen Kümmerform von „Ethik“ und Menschenbild bekannt. Wenn auch er, dieser europäische Katholizismus, gewiß oft genug anfällig war für manichäische Fixierungen und allerlei Verklemmungen, die vielfarbige Vielfalt seiner geistlichen Schulen und Disziplinen bezeugt, in der Fruchtbarkeit der Typen, die sie geschaffen, erzogen hat: der Mensch ist ein Wesen, das gewaltig wachsen kann, bis in die Höhen und Tiefen der Gottheit hinein; der Mensch ist bildungsfähig im allerhöchsten Sinne. „Laßt hundert Blumen blühen!“ Mao Tse-tung hat dieses Wort alter asiatischer und chinesischer Weisheit, im Anklang an Laotse und Konfutse berufen, um Chinas und Asiens Intelligenz für die Mutter Partei zu gewinnen. Die Mutter Partei, die kommunistische Partei Chinas, nahm aber eben dieses Risiko nicht auf sich,

die Menschen in ihrer Vielfalt, in ihrem Wachstum zu betreuen, und zwang sie wieder sehr schnell in den Guß-  
ofen. Die Mutter Kirche hat, seit der erste und große  
humanistische Erzieher in ihrem Schoß, Clemens von  
Alexandrien, in seinen „Stromata“ im 2. Jahrhundert die-  
selbe Devise erhob „Laßt alle Blumen blühen im Garten  
Gottes“ — eine überaus bunte Fülle von Modellen ent-  
wickelt, von Leitbildern, von Wachstumstypen, in denen  
Menschen sehr verschiedener Struktur, Herkunft, Abkunft  
und Zeit sich bilden, formen konnten; nicht statisch ein-  
frierend, sondern hineinwachsend in ihre Zeit, und über  
sie und sich selbst hinauswachsend, in reichster Fülle. Noch  
heute können Sie, selbst in der Decadenceform von „Anar-  
chisten“, von „Individualisten“ aller Art in katholisch ge-  
prägten Ländern, wie Frankreich, Spanien, Italien, im  
vitalen Nonkonformismus dieses Menschentums etwas von  
dem erspüren, was da doch in über tausend Jahren erzogen,  
gebildet, in Wachstumern betreut wurde: Typen von  
Heiligen sehr verschiedener Art, einander entgegengesetzt  
und zutiefst verwandt wie Ignatius von Loyola und Philipp  
Neri, Goethes fröhlicher Heiliger (von Goethe im letzten  
mißverstanden), Typen von Rittern, Weltmännern, Poli-  
tikern, Diplomaten; Typen von Bürgern und Bauern. Nie  
und nimmer zu vergessen: Typen, Modelle großer Lieben-  
der; liebesstarker Frauen und Männer; Typen von gebil-  
deten, weltoffenen, wirklichkeitshungrigen Humanisten  
und Forschern.

Wie viele Schulen als Gärten der Freude, der Erziehung  
zur inneren und äußeren Freiheit, gab es doch bereits in  
diesem älteren Europa in dieser Christenheit: benedikti-  
nische Schulen, franziskanische Schulen, dominikanische  
und jesuitische, salesianische Schulen . . . : sehr verschieden  
voneinander, nicht selten im Streit miteinander. Sehen Sie,  
lieber Herr Szczesny, wenn ich an diese große lebendige

Vergangenheit denke und an die Gegenwart, in der sehr  
neue, sehr kühne, vitale und spirituelle Modelle mit-  
menschlichen Lebens in eben dieser Christenheit experi-  
mentiert, „erfunden“, neu geschaffen werden, dann glaube  
ich doch, daß zwei Aufgaben, zwei Selbstverpflichtungen  
einander entsprechen sollten:

1. dezidierte Nichtchristen sollten einmal den Einstieg  
wagen und sich mit den Schulen, Baumgärten, Experimen-  
tierfeldern christlicher Erziehung und Menschenbildung im  
Heute bekannt machen; nicht, um sich „bekehren“ zu las-  
sen, sondern um mehr Wirklichkeit wahrzunehmen. So wie  
der Architekt sich für Häuser seiner Kollegen, der Designer  
für Entwürfe seiner Gegner, der Arzt für Heilmethoden  
und Erfahrungen seiner Berufsgenossen interessiert.

2. gläubige Christen sollen Ihr und vieler unserer Zeit-  
genossen Bemühen um eine eigenständige, außerchristliche  
Ethik ebenso ernst nehmen.

Wenn ich aber mich selbst bemühe, dies zu tun, dann  
muß ich offen sagen: hier, bei diesem springenden Punkt,  
wo es auf die Zukunft, auf den Menschen der Zukunft  
ankommt, scheinen Sie mir, lieber Herr Szczesny, unbe-  
wußt und ungewollt, gerade jenem Menschentyp zu weit  
entgegenzukommen, dessen miserable Existenz, nicht nur  
in einer gewissen bundesrepublikanischen Modellform, Sie  
und ich sonst nicht eben als typosgütig bejahen.

Lassen Sie mich hier einmal den *advocatus diaboli*  
machen: man kann, und durchaus nicht in böser Absicht,  
aus Ihren Forderungen eine Einpassung, eine Anpassung  
an das heutige Modell 08/15-Mercedes 300 des Bonner  
Bundesbürgers entnehmen, die weder Sie noch ich wün-  
schen. Hören Sie sich bitte einmal mit fremden Ohren  
diese Ihre Forderungen an: Sie meinen, daß „die Leit-  
bilder, die man vor ihnen (den Massen) aufstellt, ihrem  
Weltgefühl und Selbstverständnis entsprechen müssen“.



Sie appellieren im nächsten Satz an den „durchschnittlichen Menschen“: glauben Sie wirklich, daß bei dem Weltgefühl und Selbstverständnis des heutigen durchschnittlichen Menschen, in Anpassung an ihn, die Erziehung, die Bildung eines besseren Menschen ansetzen kann? Verdanken nicht Herr Hitler, mein engerer, von mir persönlich nicht so sehr geschätzter Landsmann, wie auch andere erfolgreiche Modellbilder der Gegenwart, ihre großen, unleugharen Erfolge eben der Tatsache, daß sie sehr geschickt Rücksicht nehmen auf das „Weltgefühl und Selbstverständnis der Massen“? Wie sieht das „eingeborene humanitäre Prestigebedürfnis“ und „die Vernunft“ dieser Menschen aus?

Halten wir doch beide, bitte, diese Situation fest: gibt es nicht heute bereits eine gar nicht untüchtige, weit verbreitete „Ethik“ und „Moral“ cleverer Geschäftsleute aller Art, die ihr „humanitäres Prestigebedürfnis“ äußerst erfolgreich befriedigen, im Aufbau ihrer Geschäfte, industriellen Unternehmungen, wobei Caritas und Gewerkschaften, Heilsarmee, Kirche und andere Gruppen bisweilen ganz nette fette Happen erhalten?

Das Wort „Prestigebedürfnis“ verrät, wie eine zeitgenössische amerikanische Erziehungspraxis und human-relation-Betriebsamkeit, eine gefährliche Tendenz, dem „durchschnittlichen Menschen“ zu weit entgegenzukommen: so daß er, der höher erzogen werden soll, eingepaßt wird, konformistisch, in eine auf einem kleinen gemeinsamen Nenner befriedete Massengesellschaft.

Nicht böse sein, lieber Herr Szczesny: aus dem letzten Teil Ihres Buches kann auch dies herausgelesen werden: herausgenommen werden: die Bildung einer Gesellschaft nüchtern-freundlicher Banausen, von Menschen, die sich satt und selbstgerecht befrieden mit einer „Vernunft“, die stolz ist auf ihre Leistungen in eben dieser „Gesellschaft“.

Ich fürchte, daß eben diese Gesellschaft bereits weiter gediehen ist, als Sie annehmen — nicht aber in Ihrem Sinne, sondern eben als eine „aufgeklärte“, „vernünftige“ Prestigegegenossenschaft nüchtern-kluger Kleinbürger aller Rang- und Gehaltsklassen; Sie selbst schließen diesen Passus: „Man muß dem Menschen das Gefühl vermitteln, daß es beschämend ist, wenn er sich selbst verfehlt, und daß er Grund hat, stolz zu sein, wenn es ihm gelingt, sich als Mensch unter Mitmenschen zu behaupten!“ Bitte, hören Sie diese Worte einmal mit fremden Ohren; dann klingt Ihnen vielleicht auch dies daraus entgegen, aus dem Munde eines zigarrenbewehrten, gesellschaftstüchtigen und ellbogenstarken Bundesbürgers: prächtig, sehr einverstandener Herr Szczesny! Wie recht haben Sie doch! Sehen Sie mich und meine Kinder an; schon die Jüngsten wissen das sehr genau: daß wir alle lernen und viel, viel arbeiten müssen, um uns stolz als Mensch unter unseren Mitmenschen zu behaupten.“ Wie die stolze Selbstbehauptung dieser Menschen in der Praxis einer prestigebesessenen Gesellschaft aussieht, erfahren, erleiden wir alle täglich . . .

Ich habe diese Persiflage Ihrer Forderungen hier gezeichnet, weil ich Sie bitten möchte, hier selbst anzusetzen, in einer Darstellung der Ethik, des Menschentyps, den Sie sich als zukunftssoffen im guten Sinne vorstellen. Wobei ich nochmals festhalten möchte: Ihre Devise „Über die Pflicht, unheilig und unweise zu sein“, entspricht, buchstabengemäß, nur allzusehr dem, was der eben angesprochene Typ heute möchte und unbewußt mehr noch als bewußt anstrebt: der Aufstand der Massen gegen das Heilig-Werden und Weise-Werden, seit Generationen im Gange (Christen und Nichtchristen gleichermaßen mitreißend), ist eine der charakteristischsten Ausdrucksformen einer wirklichen Dekadenz, eines Verzichts des europäischen Menschen, darauf, mehr Mensch zu werden.



Ich glaube, daß der europäische Mensch den Anschluß, die Kommunikation zu den Menschen in den anderen Kontinenten und Völkern nur gewinnen wird, wenn er entschieden dies wagt, in neuen Formen sich zu erkämpfen: gegen sich selbst, in der eigenen Brust zu erkämpfen, was er eh und je sich als Höchstes erstreiten wollte, seit es eine Paideia, eine Zucht, Erziehung, Bildung des Menschen gibt; also seit zumindest vorhomerischen Zeiten: weise zu werden und heilig zu werden.

Als neuer Weiser und neuer Heiliger wird der europäische Mensch seinen Brüdern in der family of man die Dienste leisten können, zu denen ihn der reiche Erfahrungsschatz Europas und sein eigenes, unerschlossenes Potential in unserer Zeit befähigen.

Neue Ethik? Vernunft? Eine neue, nüchterne Humanität? Ja, gewiß, das alles. Wie aber sollen die Impulse zu dieser Menschenbildung geweckt werden? Um entschiedene Bildung hinauf geht es doch. Um Leitbilder, um „Führung und Geleit“. Ich fürchte, daß zahlreiche Leser Ihres Buches sich aus ihm nur den „negativen“ Teil herauslesen werden, also die so glänzende und treffende Darstellung heutiger Verhältnisse, und sich damit beruhigen werden, da hier, im Schlußteil, die Einladung nicht ausgesprochen wird: sich zunächst einmal gründlich zu ändern, zu wandeln, sich zu erziehen und erziehen zu lassen. Sosehr Sie bestimmt recht haben, lieber Herr Szczesny, daß die Ethik der Zukunft nicht aus einem blaßblauen fern-fernen „Himmel“ platonischer oder „christlicher“ Ideologien herabgerufen werden kann, daß es darum geht, den Menschen heute ganz einzuwurzeln in der Realität, und Rücksicht zu nehmen auf sein heutiges Welt- und Selbstverständnis: Münchhausen allein kann sich selbst am eigenen Zopf aus dem Morast ziehen. Der „Durchschnittsmensch“ (ich glaube: der Mensch schlechthin) kann das nicht. Ich glaube, Sie

kommen diesem Menschen allzuweit entgegen. So anmutig Ihre Bescheidenheit ist — Sie wollen nicht als neuer Moses, Christus, nicht einmal als einer jener deutschen Professoren des 19. Jahrhunderts auftreten, die in jedem Jahrzehnt eine neue Ethik mehr oder minder ultimativ proklamieren, so glaube ich doch, daß hier Ihre weitere Arbeit entschieden einsetzen sollte: in der „Konstruktion“ neuer Modelle; neuer Modelle der Menschenbildung, der Erziehung. Das aber bedeutet ein Sich-Öffnen starken Spannungen gegenüber, einem „Unten“ und „Oben“, wobei ich es Ihnen gern anheim stelle, wie Sie dieses Unten und Oben für sich nennen wollen. — Teilhard de Chardin nennt bekanntlich den Zielpunkt der Entwicklung des wachsenden Kosmos und der wachsenden Menschheit „Punkt Omega“, wobei er für sich selbst und die Gemeinde der Christen der Überzeugung ist, daß dieser Punkt Omega zusammenfällt mit dem größeren Menschen, dem „größeren Gott“, dem „kosmischen Christus“.

Sie bekennen als Anliegen des „handelnden Menschen“, des in unserer Welt eingewurzelten Menschen: er soll „in einer Welt, die nur zum geringsten Teil menschlich ist, die menschlichen Werte verpflichtend und unangreifbar machen“. Einverstanden! Woher, lieber Herr Szczesny, nehmen Sie aber die Spannungen, den elektrischen Strom, um aus dem „durchschnittlichen Menschen“, der sehr satt und selbstfroh in seinen Glashäusern haust, einen Atommeiler zu machen: einen Menschen, der bereit ist, den hohen Preis zu bezahlen, froh und frei, den das große Geschäft ihm abfordert: die Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Wandlung der Welt und des Menschen. Eine Ethik in unserer Zeit, die wirksam sein soll, muß doch dies vermögen: sie muß den Menschen mit starken Spannungen aufladen (gewiß nicht überladen), so daß der Mensch für ihn, den Mitmenschen, wieder interessant

wird: als wundersamstes, schönstes, ergreifendstes Wesen, das wir Menschen zu Gesicht bekommen können: in einer ergriffenen Vernunft, in einer ergriffenen Gläubigkeit. Ich glaube, daß es heute bereits christliche Modelle dieses neuen, weltvollen (und gottvollen) Menschentums gibt, und werde mich freuen, wenn außerhalb der Christenheit Modelle, verwandte oder entgegengesetzte Modelle entstehen, die, im Agon, im Wettstreit mit den christlichen Modellen, aus Europa heraus neue Menschen in die Eine Welt entsenden, die wirklichkeitshungriger, wirklichkeitsmächtiger, stärker, lebendiger, freier, frommer, kühner und froher sind als einige Typen von Eroberern, Managern, Soldaten und Kaufleuten, die Europa in den letzten Jahrhunderten aus seinem Schoß entlassen, entsandt hat.

Es interessiert mich sehr, wie Sie sich, lieber Herr Szczeny, diese Geburt neuer Menschen gerade im deutschen Raum vorstellen: in einer Gesellschaft, die abgebrüht, abgekocht, überhitzt und überkältet, weder mit dem Christentum noch mit Ihrer Humanität, weder mit einem starken Glauben, noch einer verpflichtenden Vernunft (der Verstand, den sie griffsicher tätigt, ist ein anderes Instrument) wirklich zu tun haben will. Wie stellen Sie sich eine Aufladung dieser Menschen mit den notwendigen starken Spannungen und Energien vor, die doch notwendig sind, soll der Sprung über den eigenen Schatten, den „christlichen“ und nichtchristlichen Schatten, gewagt werden?

#### *Vierter Brief von Gerhard Szczeny*

Lieber Herr Heer!

Ich bin mit Ihrem Vorschlag sehr einverstanden. Wir wollen uns nun, im zweiten Teil unseres Briefwechsels, über das Menschenbild unterhalten. Über das Menschenbild des Christentums und über das Menschenbild, das ich von einer nichtchristlichen „Glaubensposition“ her zu beschreiben versuche. Und wir sind uns wohl auch darüber einig, daß unser Gespräch nicht so sehr der theoretischen Erörterung dienen, als vielmehr die Frage beantworten soll, auf welche Weise dem Menschen von Heute und Morgen bei der Humanisierung seiner inneren und äußeren Lebensumstände geholfen werden könnte.

Ich darf mich zunächst Ihrer These zuwenden, daß meine Charakterisierung des christlichen Welt- und Menschenbildes als einer „statischen“ Auffassung der wirklichen christlichen Vorstellung nicht gerecht wird. In Ihrer Argumentation gegen diese Einschätzung des Christentums scheinen mir zwei Dinge durcheinander zu geraten. Es gibt eine aus der christlichen Theologie abzuleitende christliche Meta-Soziologie und Meta-Psychologie, und es gibt eine aus der christlichen Lebenseinschätzung und Lebenserfahrung abgeleitete christliche Soziologie und Psychologie. Was die christliche Meta-Soziologie und Meta-Psychologie, d. h. die Frage nach der Rolle, die die menschlichen Personen im Heilsgeschehen spielen, anbetrifft, so muß ich auf meiner Deutung bestehen. In dem kosmischen Drama, das mit der Erschaffung der Welt beginnt und mit dem Ewigen Leben sein Ende finden wird, ist der Mensch als Geschöpf, als Gegenspieler und als Erlösungsobjekt Gottes eine abgeschlossene Wesenheit. Wenn Sie die christliche Theologie, gleichgültig, ob es sich um eine katholische



oder eine protestantische Version handelt, nicht in Nebeln verschwimmen lassen wollen, müssen Sie doch wohl an der Vorstellung, daß sie es nicht nur im Diesseits, sondern auch im Jenseits mit Personen zu tun hat, festhalten. Sie müssen daran festhalten, daß deren Verhältnis zueinander von absoluter Harmonie bestimmt, also eben paradiesisch ist. Und Sie müssen schließlich daran festhalten, daß diese paradiesische, optimistisch-perfektionistische Meta-Soziologie ihre notwendige Ergänzung in einer statisch-quietistischen Meta-Psychologie findet. Die zum Ewigen Leben auferstandenen Individuen befinden sich auch als Charaktere in einem Zustand endgültiger Harmonie.

Worauf ich hinaus will, zeigt vielleicht am besten die Gegenüberstellung der christlichen und der buddhistischen Auffassung. Der Kern der buddhistischen Metaphysik ist die Lehre von der Nicht-Substantialität und vom Nicht-Selbst. Nach dieser Lehre gibt es durch alle Seinssphären hindurch nichts Beständiges. Auch die menschliche Individualität ist nur scheinbar etwas Unteilbares und Dauerhaftes. In Wahrheit gibt es keine Dinge, sondern nur Prozesse, die für eine bestimmte Zeitdauer bestimmte Strukturen aufbauen, um sie dann wieder abzubauen. Die „Erlösung“ besteht im Auslaufen der Prozesse und in der Auflösung der durch diese Prozesse zustandekommenden Strukturen, zu denen gerade auch die menschlichen Personen gehören. Eine solche Ontologie würde ich im Gegensatz zur christlichen „dynamisch“ nennen.

Das Christentum hat mit allen Religionen gemeinsam die Sehnsucht nach Erlösung, nach endgültiger Befreiung aus der Spannung und Unruhe des Lebens; nur mit einigen Religionen gemeinsam hat es die Sehnsucht nach ewiger Fortdauer der einzelnen menschlichen Individuen. Die christliche Heilslehre gipfelt daher in der Vorstellung eines

jenseitigen Endzustandes, in dem der einzelne zwar weiter existiert, aber von allen Leidenschaften und Leiden seines irdischen Charakters befreit ist. Soweit sich der Mensch hier auf Erden in seinen aus Gut und Böse gemischten Charakter verstrickt findet, weiß das Christentum um diese Verstrickung. Es weiß, daß der Mensch von seiner Natur immer wieder in unlösbare Konflikte gebracht, daß er immer wieder schuldig wird.

Wenn Sie gegen meine These von der Statik des christlichen Weltbildes argumentieren, lieber Herr Heer, so denken Sie offenbar an diese christliche Psychologie, die vom Menschen als einem dynamischen und spannungsgeladenen Wesen ausgeht. Dieses Menschenbild wird von mir nicht bestritten. Ich glaube, daß die Erkenntnis und das Erlebnis der unaufhebbaren Widersprüchlichkeit der menschlichen Natur für das christliche Selbstverständnis von entscheidender Bedeutung sind. Der Christ ist einer doppelten Spannung ausgesetzt. Der Spannung, die sich aus der Gegenüberstellung der in Leid und Sünde verstrickten sterblichen und der von Leid und Sünde erlösten ewigen Person ergibt und jener Spannung, die er als Leidender und Sünder in sich selbst auszutragen hat. Die Verschränkung und gegenseitige Potenzierung dieser beiden Spannungen ergeben den ganz spezifischen Widerspruch der christlichen Existenz. Da Personalität und Spannungsgeladenheit austauschbare Begriffe sind, steht der Christ vor der Unmöglichkeit, die Frage zu beantworten, wie denn nun eine von allen Spannungen befreite ewige Person eigentlich aussehen soll. Und er steht gleicherweise vor der Unmöglichkeit, jene absolute statisch-quietistische Meta-Personalität mit seiner Überzeugung in Einklang zu bringen, daß die höchsten Werte der christlichen Existenz gerade aus der Dynamik der Leidenschaft und des Leidens erwachsen.



Sie schreiben: „Eine Ethik in unserer Zeit, die wirksam sein soll, muß doch dieses leisten: sie muß den Menschen mit starken Spannungen aufladen, um aus dem durchschnittlichen Menschen, der sehr satt und selbstfroh in seinen Glashäusern haust, einen Atommeiler zu machen.“ Eine der Gläubigen, die diese Haltung konsequent zu Ende gedacht haben, ist Simone Weil. Ich darf Sie an einen Satz wie diesen erinnern: „Leiden: Überlegenheit des Menschen über Gott. Es bedurfte der Menschwerdung, damit diese Überlegenheit kein Ärgernis wäre.“ Das ist fürwahr ein grandioser Gedanke und es ist ein eminent christlicher Gedanke. Hier wird der verzweifelte Versuch gemacht, jenen Widerspruch zwischen der Einschätzung der Leidenschaften und des Leidens als Höchstwerten und ihrer absoluten Niedrigkeit und Nichtigkeit vor dem quietistischen Ewigen Leben gewaltsam aufzuheben. Der christliche Gott ist minderwertig, weil oder solange er nicht des Leidens teilhaftig geworden ist. Das Leiden entspringt der Sündhaftigkeit des Menschen, ist aber zugleich eine letzte und äußerste Qualität, der auch Gott unterworfen wird. Die eigentliche Sünde, die Sünde der Sünden sozusagen, ist daher nicht etwa das Dem-Bösen-Anheimfallen, sondern der Versuch, sich und die anderen dem Stachel des Bösen und des Leidens zu entziehen.

Nur von einer solchen Anschauung her läßt sich die zwiespältige Haltung verstehen, die das Christentum allen „humanistischen“ Lehren und Bewegungen gegenüber eingenommen hat und bis zum heutigen Tage einnimmt. Und nur von diesem Sachverhalt her kann man begreifen, warum das christliche Abendland den leidenschaftlichsten, sensibelsten – wenn Sie so wollen – den „menschlichsten“ Menschen hervorgebracht hat, dem wir im Verlauf der überschaubaren Geschichte begegnen. Nur so ist zu verstehen, aus welcher Anspannung heraus das Christentum

in der Auseinandersetzung mit den widerstrebenden europäischen Völkern jenen überwältigenden Reichtum an kulturellen Werken hervorgebracht hat, der dieses christliche Abendland zu einem einmaligen Phänomen der Menschheitsgeschichte macht. All dies ist unbestritten. Aber unbestreitbar scheint mir auch, daß aus eben diesen gleichen Gründen dem Christentum der Mensch als moralisches und als politisches Wesen niemals recht verständlich und faßbar geworden ist.

An dieser Stelle, lieber Herr Heer, scheint es mir nötig, uns darüber zu verständigen, was denn unter Begriffen wie „Humanität“, „Ethik“, „Moral“ usw. zu verstehen sei, da wir sonst hoffnungslos aneinander vorbeireden. Für mich ist Humanität die Fähigkeit des Menschen, Maß zu halten und in seine persönlichen und kollektiven Angelegenheiten jenes Minimum von Ordnung und Harmonie zu bringen, ohne das die menschliche Welt auseinanderbrechen würde. Die Humanität ist für mich also nicht das, was Sie meinen, wenn Sie zitieren „Laßt alle Blumen blühen im Garten Gottes“ oder wenn Sie „sehr kühne, vitale und spirituelle Modelle mitmenschlichen Lebens“ fordern. Der Mensch ist seiner Natur nach (ich habe dies in meinem Buch an vielen Stellen deutlich zu machen versucht) ein vielschichtiges, aus sehr gegensätzlichen und widerstrebenden Elementen aufgebautes Wesen. Das „Humane“ am Menschen ist nur eine dünne, oberste Kategorie, die ständig dem Druck der vielen darunterliegenden vitaleren Schichten ausgesetzt ist. Diese Spannung zwischen dem spezifisch Humanen und dem tragenden Grund der vor- und unhumanen Kräfte machen das menschliche Leben zu einer ständigen Zerreißprobe. Wenn also der Entwurf einer „Ethik“ überhaupt einen Sinn haben soll, so nur den, daß man dem Menschen bei seinem Versuch, in sich selbst und mit seinen Mitmenschen zu einem Ausgleich, zu einer Balance zu kom-

men, durch Aufstellung von Normen und Leitbildern Hilfe leistet.

Ich stimme mit den Christen darin überein, daß eine Moral nur dann wirksam sein kann, wenn sie „geglaubt“ wird, das heißt in Fleisch und Blut übergegangen und selbstverständlich geworden ist. Um so dringender stellt sich die Frage, was denn nun eigentlich jene Menschen tun sollen, die weder an die Gottgegebenheit der zehn Gebote noch an irgendwelche anderen transzendenten Satzungen glauben können. Gibt es für sie keine Einsichten und Erfahrungen, aus denen sich glaubwürdige Leitbilder und Normen ableiten lassen? Wir haben dieses Problem schon in den früheren Briefen gestreift, und ich darf hier also nur wiederholen, daß es solche Erfahrungen meines Erachtens sehr wohl gibt. Jeder Mensch erlebt sich nicht nur als vitales und triebgebundenes, sondern auch als sittliches Wesen. Er erfährt spontan, daß alle Moralität in seinem Wesen selbst verwurzelt ist. Die Aufgabe einer „natürlichen“ Ethik besteht also darin, unter dem Schutt des zusammengebrochenen metaphysischen Überbaus die naturgegebene Basis aller Humanität wieder freizulegen und so stark ins Licht zu rücken, daß sich Bewußtsein und Wille des Menschen gerade mit diesem Wesenselement identifizieren. Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum Leitbilder und Leitbegriffe, die auf solche Weise entstehen, weniger fest gegründet sein sollen als jene, die sich auf Offenbarung und Gebot berufen. Ich bin sogar der Überzeugung, daß solche aus der unmittelbaren Erfahrung gewonnenen und mit ihr in Übereinstimmung zu bringende ethischen Prinzipien ungleich fester gegründet sind als alle Gesetzestafeln vom Berge Sinai. Denn wir haben es heute mit einem Menschen zu tun, der dazu erzogen worden ist, nur das als sittlich anzuerkennen, was er selbst prüfen und erfahren kann.

Wenn ich — was Sie rügen — in meinem Buch davon spreche, daß die neuen Leitbilder vom Weltgefühl der Massen ausgehen und auf sie Rücksicht nehmen müssen, so meine ich eben diesen Sachverhalt. Die Demokratie ist ja nicht nur eine Staatsform — sie ist ein Lebensstil. Ein Lebensstil, der es dem einzelnen zur Pflicht macht, sich auf sich selbst zu stellen und nur den selbstgesetzten Befehlen zu gehorchen. Wenn Sie also moralische Forderungen proklamieren, die dieser durchschnittliche einzelne nicht nachvollziehen kann, haben ihre Leitbilder in der individualistischen Massengesellschaft nicht die geringste Chance, glaubwürdig und damit wirksam zu werden. Das, was Sie in einer metaphysisch und politisch auf Autorität gegründeten Gesellschaft jederzeit können, nämlich Normen allgemeinverbindlich machen, indem sie sie einfach setzen, können sie in der demokratischen Gesellschaft gerade nicht. In dieser müssen sie von tatsächlich vorhandenen Bedürfnissen und von solchen Bedürfnissen ausgehen, die sich in allen Menschen oder doch in der Mehrzahl von ihnen vorfinden. Die demokratische Kultur wird also immer nur so human, so reich und so tief sein können wie die persönliche Kultur der Mehrzahl ihrer durchschnittlichen Mitglieder.

Damit kommen wir zu einem letzten und entscheidenden Punkt. Sie fragen, lieber Herr Heer, wie denn dieser Mensch, von dem ich da rede und der mir der eigentliche Gegenstand unserer Überlegung zu sein scheint, „wirklichkeitshungriger, wirklichkeitsmutiger, stärker, lebendiger, freier, frommer, kühner und froher“ werden kann als jene Flachköpfe und Zyniker, die wir beide verabscheuen. Sie wollen als ein echter österreichischer und katholischer Christ das intensive, das farbige, das an Spannungen reiche Leben und Sie erschrecken vor dem Bild einer Welt, in der brave Bürger ihr braves Leben führen. Nun, auch ich



würde eine Welt, in der es keine gotischen Dome, in der es keine großen Sünder und großen Heiligen mehr gibt, langweilig und öde empfinden. Dies kann mich jedoch nicht hindern, festzustellen, daß die ganze Summe der abendländischen Kulturgüter keine der Unmenschlichkeiten rechtfertigt, die das Christentum hätte verhindern können, aber nicht verhindert hat.

Ich fürchte, wir müssen hier nun doch eine Entscheidung treffen: entweder wünschen wir eine Welt, in der es möglichst wenig Kriege, Verbrechen, soziale und private Tragödien gibt, oder aber wir wollen eine Welt, in der die Konflikte und Leidenschaften gedeihen und starke Spannungen einigen Genies des Lebens, Dichtens und Denkens große Werke abfordern. In dem oben zitierten und in einigen anderen Sätzen Ihres letzten Briefes scheinen Sie „Kultur“ zu meinen, wenn Sie „Ethik“ sagen, denn von welchen verschiedenen Ausgangspositionen auch immer Ethiken entworfen werden: sie sind niemals das Produkt starker Spannungen. Je selbstverständlicher und verbindlicher individual- und sozialmoralische Leitbilder werden (und darin wäre doch wohl ethischer Fortschritt zu sehen), um so spannungsloser lassen sie sich gegenüber den vitalen Tendenzen der menschlichen Natur durchsetzen, und je fragwürdiger ihre Geltung ist, um so größer werden die Spannungen. Um es noch unmißverständlicher auf unser Thema hin zu formulieren: wenn die christlich-abendländische Kultur tatsächlich eine ethische Kultur gewesen wäre, würde ihr Anblick wahrscheinlich wesentlich weniger faszinierend sein. Die christlich-abendländische Kultur beruht auf der (eben durch starke Widersprüche, Brüche und Spannungen vorwärtsgetriebenen) Entwicklung emotionaler und intellektueller, nicht aber auf der Ausbildung und Pflege moralischer Qualitäten.

Und damit bin ich wieder bei dem, was ich zu Anfang

dieses Briefes über das christliche Verständnis der Leidenschaften und des Leidens, des Bösen und der Sünde sagen zu müssen glaubte. Die Leidensliebe des Christentums führt zur Flucht aus dem Handeln in die Anschauung, zur Flucht aus der Ethik in die Ästhetik. Es ist schwer, zugleich moralisch und ein Liebhaber der Leidenschaften zu sein. Und es ist schwer, das spontan-humane Bedürfnis, möglichst wenig Leiden zu verursachen und zu erdulden, mit der Wertschätzung des Leidens als eines äußersten und höchsten Wertes zusammenzubringen. In ihrem Verhältnis zu sich selbst sind auch die Christen Freunde eines ausgeglichenen und besonnenen Lebenswandels. In ihrem Verhältnis zu den „anderen“ sind sie jedoch Bewunderer der Tragödie, wobei sie leider vergessen, daß Tragödien nur von den Zuschauern, nicht aber von den Betroffenen als Bereicherung empfunden werden.

Humanität besteht gewiß nicht darin, die menschliche Konfliktsituation zu leugnen, zu verharmlosen oder gewaltsam zu verdrängen, aber sie besteht auch nicht darin, daß man die Leidenschaften steigert und die Spannungen vermehrt. Das, was gerade eine heutige und zukünftige Ethik leisten muß, ist die Verminderung der innermenschlichen und zwischenmenschlichen Spannungen durch die Postulierung glaubwürdiger allgemeinverbindlicher sittlicher Normen. Diese Welt, in der wir leben, ist eine Welt, die an ihren Spannungen – politischen, sozialen, privaten – zugrunde zu gehen droht. Und wenn, was wahrscheinlich ist, diese Spannungen nur zu vermindern sind auf Kosten unseres kulturellen Lebensstandards und Lebensstils, so müssen wir auf bestimmte Kulturwerte verzichten.

Wer, lieber Herr Heer, gibt uns denn eigentlich das Recht, den Wunsch eines Mitmenschen nach einem friedlichen, beschaulichen, bürgerlichen oder kleinbürgerlichen

Dasein für verächtlich zu halten? Die menschliche Natur enthält ohne unser Zutun soviel Widersprüche, daß kein Anlaß besteht zu befürchten, der Mensch könnte eines Tages endgültig zur Ruhe kommen. Soweit wir unserer Leidenschaften nicht Herr werden, stellen sich die Spannungen, von denen Sie sich die Fülle des Daseins erhoffen, von selbst ein. Soweit es aber in unserer Macht liegt, unsere und die Leidenschaften unserer Mitmenschen zu beruhigen und Leiden zu verhindern, sollten wir nicht zögern, für Ausgleich und Entspannung zu sorgen.

Aber diese Überlegung ist für mich nicht der Weisheit letzter Schluß. Ich vermute nämlich, daß das „banale“ Leben, wenn man es nicht durch die Brille der spezifisch abendländischen Kulturvorstellungen sieht und bewertet, viel intensivere Daseinsmöglichkeiten birgt als jenes aktivistisch-dramatische und spannungsgeladene, das uns das Christentum beschert hat. Ein chinesischer Zen-Schüler des 8. Jahrhunderts nach Christus sagte: „Wundersame Taten und Handlungen voller Wunder. Ich trage Wasser. Ich hole Brennholz“ (zitiert nach Suzuki „Leben aus Zen“). Was wir nötig haben, ist die Entdeckung des heilsamen Wunders der Banalität. Die Anbetung des leidenschaftlich gelebten Lebens haben wir lange genug betrieben. Und wir sind dabei, an unserer Leidenschaftsliebe als einzelne und als Kultur zugrunde zu gehen. Bei Simone Weil, um sie noch einmal zu zitieren, steht zu lesen: „Das Vegetative und das Soziale sind die beiden Bereiche, an denen das Gute keinen Anteil hat.“ Was für eine Verblendung spricht aus diesem Satz. Was für eine Verwirrung der Gefühle und Begriffe.

Ich weiß, lieber Herr Heer, daß wir in vielen Vorstellungen und Forderungen, das Schicksal des heutigen und zukünftigen Menschen betreffend, einig gehen. Aber Ihre Anschauungen von dem, was „Humanität“ und „Ethik“

und „Kultur“ sind oder sein sollen, scheinen mir gerade das in Frage zu stellen, was Sie politisch, sozial und allgemein-menschlich wollen. Das Christliche, das Katholisch-Christliche in Friedrich Heer liegt heftig im Streit mit seinen humanistischen und demokratischen Impulsen.



Lieber Herr Szczesny!

Herzlichen Dank! Die Probleme, die Sie in Ihrem vierten Brief angehen, berühren das Lebensgefühl und Selbstverständnis von Christen und Nichtchristen heute und sind wohl wert einer Auseinandersetzung.

Zunächst: Sie sprechen da einmal von der Gefahr, „hoffnungslos aneinander vorbeizureden“. Nun, wir alle wissen, wie oft diese Gefahr heute bei „Diskussionen“ etc. gegeben ist. Ich möchte aber betonen — auch aus der Perspektive eines richtigen Verständnisses unseres ganzen Briefwechsels — daß es nicht nur ein hoffnungsloses Aneinander vorbeireden gibt, sondern auch ein „aneinander vorbeireden“ in guter Hoffnung. Wenn nämlich zwei Menschen einander ihre sehr verschiedenartigen Lebenserfahrungen und Welt-Anschauungen mitteilen wollen, müssen sie zunächst eine geraume Zeit aneinander „vorbeireden“, das heißt, einfach aus der Mitte ihrer Erfahrungen her sprechen — in der Hoffnung, daß später dieses und jenes aus ihren Mitteilungen den Nächsten so oder so beeinflusst, anregt, aufregt, zu verschiedenen Reaktionen veranlaßt.

Ich glaube, daß für die Kultur des echten Gesprächs in der Demokratie („Demokratie ist Diskussion“, sagt Masaryk) dies festzuhalten wichtig ist: Menschen, die einigermaßen ein Leben hinter sich und vor sich haben, sollen meiner Ansicht nach nicht so sehr versuchen, einander zu „überzeugen“, sondern sich mitzuteilen: da in diesen Mitteilungen, Selbstmitteilungen, notwendigerweise schwere Brocken enthalten sind, die der Andere auf Grund seiner Konstitution nicht so bald schlucken kann, scheint mir dieses Wissen um den guten Sinn eines ge-

wissen „Aneinandervorbeiredens“ wichtig. Weder Sie noch ich, noch unsere Zuhörer, können und sollen erwarten, daß am Ende einer so kurzweiligen und amüsanten Aussprache Sie als getaufter oder wiedergetaufter Christ, noch ich als bekehrter gemäßiger Agnostiker erscheinen, wohl aber, daß wir uns beide anregen lassen und unsere Hörer oder Leser miteinladen, die hier zur Debatte stehenden großen Fragen vielleicht mehr als bisher in die existentielle Auseinandersetzung in der eigenen Person und in die gesellschaftliche Auseinandersetzung in unseren Staaten hereinzunehmen: die alle, die Personen und Gesellschaften, innerlich zunächst freier werden sollen, als sie es gegenwärtig sind.

„Wenn der Himmel eine so fade G'schicht ist...“; mit diesem ironischen Seufzer schob ein Mann, der im Sterben war, einen Stoß theologischer Bücher über das Jenseits etc. zur Seite. Das war niemand geringerer als der hochverdiente Prälat Wolcker, der bedeutende Führer der katholischen Jugend Deutschlands in den letzten schweren Jahrzehnten. Er starb vor wenigen Jahren. Ein großer Bayer und ein wirklicher Katholik, mit der Lebensfreude und dem Humor und der leisen, inneren Distanz sich selbst gegenüber, die für den reifen Katholiken charakteristisch sind. Prälat Wolcker legte den Finger auf eine Wunde, die Sie in Ihrer These von der Statik des christlichen Weltbildes ansprechen, und die jeden wachen Christen heute berührt: das Unbefriedigende, das sehr vielen christlichen Vorstellungen, Einbildungen und Gedanken über den „jenseitigen Endzustand“, wie Sie es nennen, anhaftet. Mich persönlich berührt die eigentümliche antikische Statik und Starre christlicher Vorstellungen über die Zukunft in jeder Messe: wir Katholiken beten bekanntlich im täglichen Glaubensbekenntnis, „ich glaube an die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, Amen“ — in der Messe

halten wir im großen Credo aber noch die dynamische geistdurchpulste Überzeugung der frühen Christenheit fest: *expecto resurrectionem mortuorum et vitam venturi saeculi. Amen* — „Ich erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben des kommenden Weltzeitalters.“ Aion, griechisch Weltzeitalter, wird mit *sacculum*, ungenügend übersetzt. Beachten Sie den gewaltigen Unterschied?

Dort ein fixistisches Weltbild, hier eine gewaltige Dynamik, aus deren Mitte die griechischen Väter der Kirche und heute der große Geologe, Paläontologe und Jesuit, Pierre Teilhard de Chardin ihre Weltschau vom kosmischen Christus, von der Verpflichtung des Christen und jedes Menschen, sich in einem wachsenden und sich höher entwickelnden Kosmos zu engagieren, entfalten.

Hier haben Sie, lieber Herr Szczesny, dicht bei und nebeneinander jene merkwürdige Koexistenz von Gegensätzen und, wenn Sie wollen, Widersprüchen, die für ein voll gelebtes Christentum im allgemeinen und den Katholizismus im besonderen charakteristisch sind. Es gibt nämlich nicht einfach ein fixes „christliches Weltbild“, wie ängstliche Freunde und viele Gegner „des Christentums“ meinen, sondern es gibt eine echte und sehr vitale Pluralität von Weltbildern in verschiedenen christlichen Räumen — und ihnen entsprechend, auch sehr verschiedene Ethiken in der Christenheit. Das zu beachten, und kennenzulernen, ist außerordentlich wichtig. Evangelium und Tradition der Kirche und der Konfessionen bilden große Kraftfelder, innerhalb derer sehr verschiedene Weltbilder und dementsprechend auch Ethiken möglich und realisiert werden. Die schweren Auseinandersetzungen nicht nur zwischen sehr rechtsstehenden Integralisten und Vertretern einer „offenen Katholizität“, quer durch viele Jahrhunderte hindurch, haben hier ihre wichtigste Grundlage. Ich, ein österreichi-

scher Katholik des 20. Jahrhunderts, achte und vermag zu würdigen die Ethik eines cluniazensischen Mönches, eines christlichen Kreuzfahrers des 12. Jahrhunderts, eines um Weltordnung und wohl auch Weltherrschaft ringenden Papstes des 13. Jahrhunderts, und so weiter die Weltbilder und Ethiken katholischer, protestantischer, nonkonformistischer Mystiker, Intellektualisten, bis herauf in unsere Tage: für mich selbst sind diese Modelle christlicher Weltbilder und Ethiken immer interessant, oft bedeutsam, ich muß ihre Repräsentanten anerkennen als Brüder in Christo; genau so wie im Heute spanische Katholiken, die alle Protestanten für Bolschewiken halten, französische Katholiken, die ihren Algerienkrieg für einen Kreuzzug ansehen, wie, nicht zuletzt, deutsche Protestanten, die emphatisch in Buch, Predigt und Politik erklären, daß die kirchlichen Bruderschaften um Niemöller „in der Kirche der Reformation keinen Platz haben“ (als „Schwärmer“); genau so, wie deutsche Katholiken, die mit Militärflugzeugen zur Mutter Gottes nach Lourdes wallfahren und in aller Öffentlichkeit zu erklären wagen, daß sie oder ihre großen Verbündeten imstande sind, die Sowjetunion von der Erdkarte auszuradiieren... Das alles ist nicht mein Fall: ich vertrete ein anderes politisches, religiöses, christliches, katholisches Weltbild und habe von Ethik eine andere Vorstellung, nie aber möchte ich mich zu der Häresie versteigen, diesen sehr andersartigen Christen ihr Christsein schlechthin abzusprechen.

Dem lebendigen Christen wird, wie Sie sehen, lieber Herr Szczesny, bereits ein hohes Maß von Spannungen, die zu ertragen sind, in seiner Kirche, Konfession, Christenheit abverlangt. Und damit nähern wir uns dem Kernpunkt Ihrer Ausführungen, die hochinteressant und charakteristisch für ein heute bei Nichtchristen und Christen weitverbreitetes Lebensgefühl sind.



Zuvor aber noch eine Bemerkung zu Simone Weil: in richtiger Einschätzung des Sachverhaltes, daß nämlich jede echte christliche Ethik mit dem Leiden etwas zu tun hat, zitieren Sie als eine hervorragende „Gläubige“ unserer Zeit Simone Weil. Auch ich schätze Simone Weil als eine solche: nur muß ich entschieden festhalten, daß diese starkmütige, scharf denkende Frau in ihrem Glauben ganz außerhalb des Christentums steht. Ganz und radikal! Sie ist Manichäerin und hat mit sicherem Instinkt sich zu dem harten, ganz außerchristlichen, gnostischen Dualismus der Katharer bekannt und deren heutige Wiederbeleber, um Deodat Roché in Toulouse, aufgesucht. Dort, bei den Albigensern ist ihre geistige Heimat. Sie wissen, daß ich in meinen historischen Studien oft auf die Tragödie der Ausrottung der Albigenser und der großartigen Kultur der Provence im 13. Jahrhundert zu sprechen komme. Sie werden mir also nicht unterstellen, daß ich Simone Weil nachträglich noch verbrennen will (das wurde früher öfters so gemacht), ich kann sie nur in keiner Weise als repräsentativ für eine christliche Ethik und Weltanschauung ansehen.

Sie plädieren, lieber Herr Szczesny, für eine Moral und eine Humanität, deren Hauptaufgabe es sei, Spannungen zu vermindern. Sie befinden sich da in wohl unbewußter Gemeinschaft mit vielen Christen, nicht nur der amerikanischen Hemisphäre. Herzbergs glänzende großangelegte Untersuchung über „Katholiken, Protestanten, Juden“ in den USA zeigt da auf, wie alle drei großen Konfessionen heute bewußt und oft unbewußt Religion verstehen als ein Mittel, Spannungen zu vermindern, den Menschen einzupassen in die „Gesellschaft“. Eben deshalb geben Industriekapitäne drüben so viel aus für „ihre“ Kirchen, bezahlen Kapläne und Pfarrer für ihre Industrierwerke und anderen Betriebe. Die Religion erscheint als bestes, sicherstes Mit-

tel, den Menschen mit sich und der Gesellschaft zu „versöhnen“ (was für eine seltsame Deformierung der „Versöhnung“ des Versöhners, Christus).

Im deutschen Raum stammt viel, gerade in bezug auch auf die Brutalität des politischen und gesellschaftlichen Kampfes, wie er von seiten notorischer, land- und stadt-bekannter Christen geführt wird, aus derselben Wurzel: man möchte ein Christentum ohne Schmerzerfahrung schaffen. Nun zeigt sich schon beim Christenmenschen, daß dieser besonders verwahrlost, brutal, oberflächlich, ein Opfer des Prestigewahnes und des „Kampfes ums Dasein“ wird, wenn er ein Christentum ohne Kreuz, ohne persönliche, bewußte, freiwillig angenommene Schmerzerfahrung, zu realisieren versucht. Dann muß nämlich das Leid, der Schmerz immer wieder auf einen bösen Anderen projiziert werden, in einer „feindlichen“ Gruppe, Partei etc. — Der Versuch, ein Christentum ohne Schmerzerfahrung zu schaffen, tötet christliche Existenz in der Wurzel ab, da er die Erfahrung der Bruderschaft aller Menschen tötet. Brüderlichkeit setzt Schmerzerfahrung voraus, das Wissen, daß wir alle morgen tot sind, und heute unser Kreuz und das Kreuz unseres Nächsten zu tragen haben. Da hier meiner Überzeugung nach die empfindlichste, wundeste und eben deshalb verdeckteste Schwäche und Gefährdung des deutschen Katholizismus zugegen ist, habe ich vor kurzem in der Zeitschrift des Deutschen Caritas-Verbandes, Freiburg, diese Zusammenhänge zwischen „Bruderliebe und Schmerzerfahrung“ anzudeuten versucht („Lebendige Seelsorge“, Freiburg i. Br. Heft 6, 1958).

Dasselbe große Problem geht aber, wie Ihre instruktiven Ausführungen zeigen, auch sehr den Nichtchristen an. Weltweit strebt man heute eine Ethik ohne Schmerzerfahrung, eine Humanität an, die vor allem die Spannungen vermindern soll. Eben deshalb hatte ich meinen

Beitrag für die Weihnachtsnummer 1958 der „Solidarität“, der offiziellen Zeitschrift des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, diesem großen Wunschtraum unserer Zeit gewidmet.

Ich will mich hier nicht wiederholen, nur kurz festhalten: wenn Sie, lieber Herr Szczesny, sagen: „Das, was gerade eine heutige und zukünftige Ethik leisten muß, ist die Verminderung der innermenschlichen und zwischenmenschlichen Spannungen durch die Postulierung glaubwürdiger allgemeinverbindlicher sittlicher Normen. Diese Welt, in der wir leben, ist eine Welt, die an ihren Spannungen – politischen, sozialen, privaten – zugrunde zu gehen droht“ – dann möchte ich dazu sagen: Ja und Nein – und den gleich darauf folgenden Satz ganz ablehnen: „Und wenn, was wahrscheinlich ist, diese Spannungen nur zu vermindern sind auf Kosten unseres kulturellen Lebensstandards und Lebensstils, so müssen wir auf bestimmte Kulturwerte verzichten.“

Diesen Verzicht halte ich für lebensgefährlich. Nicht zuletzt weil ich glaube, daß er human, moralisch, ethisch destruktiv wirkt.

Warum? Lassen Sie mich kurz andeuten, was ich unseren österreichischen Gewerkschaftlern sagte: es gibt Spannungen, die auf jeden Fall zu bekämpfen sind. Dazu gehören Kriege, Bürgerkriege und wohl ein hoher Prozentsatz jener „politischen, sozialen, privaten“ Spannungen, die Sie ansprechen. Hier ist ein breites, demokratisches gemeinsames Arbeitsfeld für Christen und Nichtchristen gegeben. Der Hunger von zwei Milliarden Menschen, die Wohnungsnot, die Hilflosigkeit des einzelnen, der sich, selbst wenn er ein Nobelpreisträger ist (wie Albert Schweitzer oder Professor Forssmann) schwersten Verleumdungen und Anfeindungen, ja seiner Haut oft kaum erwehren kann, wenn große Interessenverbände ihm die Daumenschraube

ansetzen: das alles sind große, reiche Arbeitsfelder, in denen Christen und Nichtchristen mehr als bisher zusammenarbeiten sollen, um Spannungen zu beseitigen. Der Mensch ist, jeder von uns, dem ungeheuer wachsenden Druck einfach nicht allein gewachsen. Hier müßte die innere und äußere Wiedergeburt des Genossenschaftswesens, der Gewerkschaftsbewegung, nicht zuletzt vieler kleiner Bruderbünde und Vereinigungen ansetzen. Die Spannungen des Lebens heute sind, ob wir es uns eingestehen wollen oder nicht, für uns alle oft zu groß: sie fressen unser Mark, laugen unsere Substanz aus, rauben uns jenes kostbare Etwas, jenen Überschuß an Kräften, der so notwendig ist, soll der Mensch an sich selbst und an seinem lieben bösen Nächsten Freude haben. Die Lust an der Freiheit, am Wagnis der Demokratie ist weithin eine Frage der Kraft. Der entkräftete Mann, der im Lebenskampf unterliegt, immer wieder unterliegt, flieht in die Hürden der Diktatur. Wobei er, um sich selbst ein Alibi zu schaffen, für sein Wissen und Gewissen, jene parfümierten Formen der Diktatur vorzieht, die traditionalistisch und europäisch, möglichst „demokratisch“, auffrisirt sind.

Das sind Spannungen, die auf jeden Fall zu bekämpfen sind. Neben ihnen aber gibt es Spannungen, die zu erhalten, die zu hegen sind: als kostbare Aufgabe, Selbstverpflichtung, nicht Selbstfesselung des Menschen. Hier scheiden sich tatsächlich die Wege zwischen einer Humanität und Ethik, die sich als „die Fähigkeit des Menschen, Maß zu halten“ vorwiegend versteht, und Ethiken, die gewisse Spannungen, gewisse Leiden, gewisse Schmerzen, ein gewisses Kreuz als lebensnotwendig, lebensfördernd erachten, da es ohne sie kein Wachstum des Menschen gibt.

Wobei ich Ihnen, lieber Herr Szczesny, gerne zugeben möchte: Christen haben zu einer entsetzlichen Konfusion, im politischen, gesellschaftlichen und mentalen Raum oft



dadurch beigetragen, daß sie selbst nicht oder nur ungenügend zwischen jenen positiven heilvollen und diesen negativen unheilvollen Spannungen zu scheiden wußten. Theologen, die in jeder Krankheit, in jedem Übel ein von der Vorsehung gewolltes Faktum sahen, haben die Gottheit verteuftelt, wogegen sich bekanntlich unter anderem Leibniz und Kant wandten. Christliche Fabriksherren, die, nicht nur im puritanischen Manchesterkapitalismus, im Elend der Lohnarbeiter das Werk der Vorsehung, der Aus erwählung wirksam sahen, christliche Damen, die ihre Dienstmägde schikanieren und dann über deren „Unreligiosität“ und „rebellische Gesinnung“ klagten, etc. etc.: uns allen sind aus Vergangenheit und Gegenwart Fälle bekannt, in denen allzu dreist Christen das Kreuz, das sie selbst ihren Mitmenschen mit auferlegten, oder zu dessen Beseitigung sie nichts taten, mit dem Kreuz Christi identifizierten.

Es gibt aber eben verschiedene Spannungen, verschiedene Leiden, verschiedene Kreuze. So wie das Kreuz Christi nicht mit dem Hakenkreuz identisch ist: und doch von vielen Christen in diesem pervertierten Sinne mißverstanden wurde.

Man kann die Auseinandersetzungen in der Brust des Menschen zwischen „höheren“ und „niederen“ Elementen schrecklich mißverstehen, so wie man den Kampf zwischen „Geist“ und „Fleisch“ (Paulus versteht unter „Fleisch“ weit mehr und anderes als eine gewisse paulinische schizophrene Theologie) mißverstehen kann. Eine ganze Reihe katholischer und christlicher Modelle zeigen jedoch, daß der große innere Kampf im Menschen, im Innenraum des Menschen um das Wachstum des Menschen, höheren und damit auch schmerzfähigeren, spannungsgeladeneren Formen zu, ein wesentlicher Träger des Fortschritts des Menschen ist.

Ja, es gibt einen Fortschritt! Und ein frohes Ja zur

Demokratie! Ich glaube aber, daß beide nicht verzichten können auf jene Menschen, die um die Kräfte der Verwandlung wissen: Christen also, die wissen, daß der Fortschritt ein inneres Blut verlangt (von dem auch Kierkegaard spricht, mit dem ich sonst vielfach keineswegs übereingehe). To pay the cost: der Mensch muß, wenn er wachsen will, sehr viel bezahlen. Bewußt und möglichst heiter bezahlen. In verschiedenen Formen von Askesen, von inneren Überwindungen. Wenn wir schon im Atomzeitalter angelangt sind: warum halten es dann Christen und Nichtchristen für so schwer, auch nur zu glauben, daß die Erschließung innerster Kernkräfte des Menschen sehr viel kostet? An bewußt angenommenem Schmerz, Leid, Kreuz? Wir rühren hier an zwei Fragen, die im Ausklang Ihres letzten Briefes stecken, in zwei Sätzen, die mich persönlich „angehen“: „Ihre Anschauungen von dem, was Humanität und Ethik und Kultur sein sollen, scheinen mir gerade das in Frage zu stellen, was Sie politisch, sozial und allgemeinh menschlich wollen. Das Christliche, das katholisch-Christliche in Friedrich Heer liegt heftig im Streit mit seinen humanistischen und demokratischen Impulsen.“

Aus diesen Ihren Sätzen möchte ich zwei Fragen, zwei Probleme herauschälen. 1. Welchen Beitrag hat der gegenwartsbewußte Christ heute zur Demokratie – in Hinsicht Humanität, Ethik etc. – zu leisten? und 2. wie verhält sich die Demokratie zum Fortschritt, das heißt zum Wachstum des Menschen? Bedeutet Demokratie die Verpflichtung zu einer Nivellierung, zu einem Konformismus?

Ich glaube, daß für Christsein und Demokratie in der Zukunft sehr viel davon abhängen wird, daß beide sich zu Schmerzerfahrung, zu einem Ja zu vielen positiven Spannungen, zu einem Ja zu Spannungsmenschen vielfältiger Art bekennen.

Humanität kann für den Christen nie Einebnung, Aus-

schaltung positiver Spannungen bedeuten, sondern Erfahrung und Aufbereitung derselben. Ich darf Sie da an die wichtigen Feststellungen erinnern, die Sie, lieber Herr Szczeny, im Eingang Ihres letzten Briefes machen, indem Sie festhalten: das Humane ist nur eine dünne oberste Kategorie, die ständig dem Druck der vielen darunterliegenden vitaleren Schichten ausgesetzt ist. Hier setze ich ein: Christentum und Demokratie bedürfen heute (sollen sie nicht eine so „fade G'schicht“ sein, wie Prälat Wolker einen gewissen Himmel der Theologen oben angesprochen hat) einer inneren Vitalisierung und Dynamisierung. Diese aber setzt voraus, daß die innermenschliche Auseinandersetzung in der Person mit dem Untergrund der Person viel bewußter, stärker, leidenskräftiger aufgenommen wird, als oft bisher. Ohne Aufbereitung des Untergrundes keine echte Integration, keine Individualisation. Ihnen, mir und vielen Zeitgenossen fallen die lustlosen, spannungslosen Typen auf, die heutzutage als Parteibeamte etc. berufliche Kämpfer für die Demokratie sind. Die Tatsache, daß die Demokratie so wenig auf das Unterbewußtsein der Massen (o, lieber Herr Szczeny, auch ich liebe die Massen! Es kommt aber darauf an, wie man die Massen liebt! Wie man das *misereor super turbam*, mich erbarmt des Volkes, das Wort Christi versteht) heute wirkt (analog einem schwächlichen Christentum) hat doch sehr viel damit zu tun: es fehlt heute der Demokratie an echten Spannungsmenschen, die in schweren inneren Kämpfen gereift sind. An Menschen, deren Innenräume so groß sind, daß sie zunächst in eigener Brust die Kämpfe austragen, die heute und morgen in der Gesellschaft und im Gefälle der weltpolitischen Auseinandersetzungen heranstehen.

Das Christentum kann, wenn es seine heutigen Funktionen in der pluralistischen Gesellschaft versteht und auf sich nimmt, der Demokratie Kämpfer liefern, ein unver-

gleichliches Potential von Spannungsmenschen, die es zunächst und immer wieder in ihrem spirituellen Leben gelernt haben und es täglich üben: negative Kräfte in positive zu verwandeln, negative Spannungen abzutragen, positive Spannungen aufzuladen.

Ohne Spiritualität, ohne diesen christlichen Kampf in der Person wird das Auge des Geistes und Herzens nicht schmerzwach; und vermag gar nicht zu sehen, daß die heraufsteigende Neuzeit auch eine Zeit neuer Schmerzen ist; ganz neuartiger, oft verdeckter Schmerzen, die im Innenraum des Menschen hausen. Gerade als eine Epoche des Fortschritts, des Wachstums und der dazugehörigen Wachstumsschwellen, birgt sie in ihrem sämigen Schoß große, neue, neuartige Schmerzen. Schmerzen, die heute leider kaum wahrgenommen werden von Soziologen, Politikern, Fürsorgebeamten, Parteileuten und leider eben auch Theologen. Dichter, Künstler, Denker des 18., 19. Jahrhunderts und der Gegenwart wissen oft schon mehr von den neuen Schmerzen einer neuen Zeit.

Eben diese Schmerzen zu bewältigen, bedarf es eines Wissens und Gewissens, das reiche Schmerzerfahrung besitzt; das geschult ist in einer „Unterscheidung der Geister“, geübt in inneren Kämpfen. Ich bin nicht dafür, dem Teufel ein Tiutenfaß auf einer Wartburg oder eine Atombombe an den Kopf zu werfen: wohl aber glaube ich, daß ein inneres Ringen mit großen, gefährlichen und im Namen schwer anzusprechenden Mächten lebenswichtig ist: für das Christentum und für die Demokratie der Zukunft. Da fürchte ich nun, lieber Herr Szczeny, daß Sie und viele andere aufrichtige Freunde der Demokratie diese zu billig geben, haben wollen – und eben deshalb ungewollt einem Konformismus verfallen. Europas große Chancen bestehen meiner Überzeugung nach nicht darin, daß wir unsere Spannungen wegbalancieren und „ausgleichen“, wohl aber



darin, daß wir in besserer Form mit ihnen „fertig“ werden, und das heißt: daß wir zahlreiche fruchtbare Spannungen annehmen, und einen Menschen produzieren – in innerster Erziehung und spiritueller Disziplin – der wahrhaft ein Meister in der Aufbereitung und Erhaltung seiner inneren Spannungen ist. Kostbar sind die Antennen der Sinne, und kostbar sind die Antennen des Geistes: beider Flexibilität, Elastizität und Plastizität setzt aber voraus: Schmerzerfahrung, „Kreuzeswissenschaft“ (wie es Edith Stein, die Schülerin Husserls, dann Nonne, vergast in Auschwitz, nennt).

Ich sehe alle meine Bücheln, Aufsätze und Arbeiten als Notizen zu zwei Problemkreisen an, die eng mit unserem Thema zusammenhängen: Notizen zu einer historisch fundierten Anthropologie, und Notizen zu einer Kampflehre. Meine Überzeugung ist, wie Sie wissen, daß die großen Kämpfe der Zukunft in neuen Formen auszutragen sind, jenseits von Appeasement, Übergabe, und jenseits von Atombombentheologie und Atombombenpraxis. Ich bekenne mich voll und ganz zu Heraklit: sowohl zu seinem Motiv, Motor seines Schaffens, „Ich habe mich selbst gesucht“, wie zu seinem oft mißverstandenen Satz: Polemos pater panton, der Streit, der Kampf ist der Vater aller Dinge. Eben deshalb meine ich, daß der Krieg und Bürgerkrieg, aber auch die inneren Auseinandersetzungen, wie sie heute bei uns geübt werden, infantile, pubertäre und regressive Formen des Kampfes sind, der Gegenwart und Zukunft nicht angepaßt, nicht fähig, sie zu bewältigen. Das aber setzt neue Kämpfer voraus, Menschen, die anders als bisher zu kämpfen verstehen. Der Christ, als spannungsgeladener, spannungsfroher Mensch, Tag und Nacht mit und in sich selbst kämpfend, ist hierfür ein Partner, ein Mitkämpfer.

Jetzt aber muß ich an Sie die Frage richten, lieber Herr Szczesny: wie stellen Sie sich das Kämpfen vor? Ich habe

Ihr Werk im Verdacht, im Grunde irgendwie konformistisch und quietistisch zu sein – ich übertreibe hier gerne ein bißchen, um Sie zu provozieren.

Wie stellen Sie sich eine Ethik des Kampfes vor? Eine Ethik eines Menschen, der jenseits der Christentümer um mehr Freiheit, für die Gesellschaft und in der Gesellschaft kämpft?

Lieber Herr Heer!

Ich nehme die Herausforderung an. Genau so freundschaftlich und genau so ernst, wie Sie sie meinen. Bin ich ein „Konformist“? Und wie halte ich es mit einer „Ethik des Kampfes“?

Seien Sie mir nicht böse, wenn ich meine Antwort auf diese Fragen mit der Feststellung beginne, daß Sie mit dem Begriff „Ethik“ sehr sorglos umgehen. Das, was Sie in Ihrem letzten (und auch schon vorletzten) Brief entwickeln, ist nämlich keine Ethik, sondern eine Lebensphilosophie. Und zwar eine romantische Lebensphilosophie. Ich habe mich in diesem zweiten Teil unserer Korrespondenz an eine ganz bestimmte Problemstellung gehalten: gibt es auch für den „ungläubigen“ Menschen Einsichten und Erfahrungen, aus denen sich sittliche Normen, Leitbilder und Leitbegriffe ableiten lassen? Und ich habe mein „Ja“ auf diese Frage zu begründen versucht. Ihre Antwort besteht in einem neuerlichen Hymnus auf das spannungsreiche Leben. Nun ist aber Ethik nicht Anschauung und Lehre von der Struktur des Lebens im ganzen, sondern Anschauung und Lehre vom wünschenswerten Verlauf des menschlichen Lebens. Sie bezieht sich nur auf das Menschliche am Leben der Menschen und sie meint das menschliche Verhalten jedes Menschen. Ethik ist also per se „konformistisch“, nämlich auf Übereinstimmung aller und „quietistisch“, nämlich auf Ruhestiftung zwischen allen aus.

Wenn Sie sagen, daß das Leben aus Spannungen bestände und auch das Leben der Menschen ohne Spannung, Widerspruch und Schmerzerfahrung stagnieren müßte, so kann man dem nur zustimmen. Aber welche ethischen Postulate wollen Sie aus diesem ontologischen Tatbestand ableiten?

Eine „Ethik des Kampfes“? Da komme ich nun in die merkwürdige Lage, einen Christen auf jene Überlegung hinweisen zu müssen, mit der gewöhnlich seine Glaubensfreunde sehr voreilig gegen den atheistischen Humanismus zu Felde zu ziehen pflegen. Aus der Natur insgesamt, aus dem Leben schlechthin, aus dem Sein an sich läßt sich Humanität nicht begründen. Der Daseinsprozeß hat eine dialektische und dynamische Struktur. Da gibt es die Schwerkraft und die Selektion, den Dualismus der Geschlechter und den Pluralismus der psychischen Strebungen und viele andere Spannungselemente und Spannungstendenzen, die das Leben unablässig weitertreiben. Aus solchen Strukturprinzipien hat man in der Tat auch immer wieder moralische Prinzipien zu gewinnen versucht. Beispielsweise die kapitalistische Lehre vom gerechten „Überleben des Tüchtigsten“ oder die nazistische Lehre vom gottgewollten Sieg der nordischen Rasse. Diesen vitalistischen Moralen würde ich die Bezeichnung „Ethik“ aber verweigern. Eine dem Menschen als Menschen angemessene Verhaltenslehre kann man nicht aus der allgemeinen Biologie, sondern nur aus der Anthropologie, das heißt aus den speziellen Anlagen und Intentionen und Erfordernissen der Humansphäre ableiten. Ethik kann als der Versuch definiert werden, die eigentümlichen Prinzipien der Humansphäre den Gesetzen aller anderen Daseinssphären gegenüber durchzusetzen. Sie verhält sich zum „Leben“ wie sich Wissenschaft und Technik zu den Naturgesetzen verhalten. Keine Moral kann die im Menschen wirksamen vor- und gegenmenschlichen Triebkräfte aufheben, aber sie kann sie sehr wohl in den Dienst humaner Zwecke und Ziele stellen. Es bedarf des Kampfes, um ethischen Forderungen Geltung zu verschaffen, aber diese Feststellung gilt für jede Ethik. Sie ist Partei im Kampf der widerstreitenden Daseinstendenzen und sie führt die-



sen Kampf in der Hoffnung, ihn siegreich zu beenden. Eine „Ethik des Kampfes“ wäre reiner Biologismus, die auch dann Biologismus bleibt, wenn man sie zu einer Lehre vom leidenschaftlichen und leidensbereiten Leben verklärt.

Nun nehme ich natürlich nicht an, lieber Herr Heer, daß Sie ernstlich einer biologistischen Moral das Wort reden wollen. Dann aber hat Ihr Begriff „Ethik des Kampfes“ mit der Frage der Ethik überhaupt nichts zu tun, sondern ist lediglich ein poetisch-pathetisches Signum Ihrer romantischen Lebensphilosophie. Aller Romantik ist eben dieser Zug zu eigen: das Fasziniertsein von der Lebendigkeit des Lebens und die Überhöhung dieser bewunderten Lebendigkeit zu einem obersten Wert. Nur ein Romantiker kann aus dem unbestreitbaren Faktum, daß das Wesensmerkmal des Lebens Lebendigkeit ist, eine „Kampflehre“ machen. Schon Heraklit war ein Romantiker, ein „Dunkler“. Die eigentlich humanitäre Fragestellung wird von einer solchen Philosophie gar nicht gesehen oder doch verdrängt. Und eine Analyse Ihrer „Kampflehre“ zeigt sehr deutlich, warum dies geschieht. Sie halten die konformistische und quietistische, die auf Überwindung der Leidenschaften und des Leidens gerichtete Tendenz der Humanität für lebensfeindlich; Sie haben das Gefühl, hier vor einer Alternative zu stehen: entweder Vitalität, Spannung, Schmerzerfahrung und Wachstum oder Spannungslosigkeit, Gleichgültigkeit, Stumpfsinn, Feigheit und allgemeiner Verfall. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. So liegen sie überhaupt nicht.

Der Fluß fließt (um bei Heraklit zu bleiben). Der Physiker fragt nach den Ursachen und Bedingungen des Fließens, dem Philosophen wird das Fließen zum Sinnbild und der Dichter besingt es. Der handelnde Mensch jedoch reguliert das Fließen; er baut Deiche und Dämme, Schleusen und Kanäle. Ein kanalisierter Strom ist bei weitem

nicht so poetisch wie einer, der über die Ufer tritt. Aber er ist menschenfreundlicher und auch er fließt. Sie werden merken, worauf ich hinauswill. Das Geschäft des verantwortlich handelnden Menschen ist es nicht, den Fluß zum Fließen zu ermuntern, sondern das Fließen zu regulieren und zu kanalisieren. Und das, was bei diesem unpoetischen und unromantischen Geschäft herauskommt, nennt man Kultur und Zivilisation. Es beeinträchtigt im übrigen weder die Forschungen des Wissenschaftlers noch die Überlegungen des Philosophen; es beeinträchtigt aber unter Umständen die Möglichkeiten einer ästhetischen Kultur und Kulturphilosophie. In dem von Ihnen zitierten und „ganz abgelehnten“ Satz: „Und wenn, was wahrscheinlich ist, diese Spannungen nur zu vermindern sind auf Kosten unseres kulturellen Lebensstandards und Lebensstils, so müssen wir auf bestimmte Kulturwerte verzichten“ liegt die Betonung nicht auf „kulturellen“ und „Kultur“, sondern auf „unseres“ und „bestimmte“. Ich vermute nämlich, daß der überkommene romantisch-ästhetische Kulturbegriff mit den kulturellen Erfordernissen des demokratischen Zeitalters auf die Dauer nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Kultur wird zunächst und vor allem wieder das werden müssen, was sie ursprünglich war: Überformung der Naturkräfte, Vermenschlichung des Lebens. Sie wird wieder Inbegriff des humanen, nicht Inbegriff des „schönen“ Lebens sein. Eine solche schwerwiegende Akzentverschiebung kann wohl kaum ohne nachteilige Folgen für die traditionelle Kulturproduktion und Kulturkonsumtion bleiben. Und darauf wollte ich hingewiesen haben.

Aber kehren wir zu unserem Fluß zurück. Ich bin durchaus empfänglich für die Schönheit der wilden, vom Menschen nicht berührten Natur, aber deshalb habe ich doch eine humanitäre und keine romantische Lebensphilosophie. Natürlich gibt es keine Humanität und keine Ethik „ohne

Vitalität und Schmerzerfahrung“. Es wäre ohne Sinn, einen Damm zu bauen, wenn es keinen Fluß gibt, der fließt und dabei die Neigung entwickelt, über die Ufer zu treten. Humanität und Ethik sind Dämme gegen die Vitalität und gegen den Schmerz, gegen das zerstörerische Wuchern der Natur: im einzelnen Menschen und zwischen den Menschen. Sie unterliegen einem logischen und psychologischen Kurzschuß. Nicht der Schmerz selbst, sondern der Wunsch, ihn zu vermeiden, ist das eigentliche Fortschrittselement des menschlichen Lebens. Ihr Vorwurf: „Weltweit strebt man heute eine Ethik ohne Schmerzerfahrung, eine Humanität an, die die Spannungen vermindern soll“, ist sinnlos, denn Humanität und Ethik, Religion und Kultur – dies alles sind nur verschiedene Ausprägungen für den immer gleichen Versuch des Menschen, dem Leiden und der Angst eine Grenze zu setzen. Jede Ethik und jede Kultur und jede Religion ist ein solcher Versuch.

Ihre Lebensphilosophie ist romantisch, weil sie die Vitalität verklärt; sie ist christlich, weil sie diese Vitalität der Schmerzen wegen sucht. Das läuft auf das gleiche hinaus wie die Sündenlehre der Simone Weil. Die Schmerzerfahrung wird zum metamoralischen Prinzip.

Übrigens Simone Weil. Ihr langjähriger Freund und Nachlaßverwalter, der gläubige Katholik Gustave Thibon, schreibt: „Daß Simone Weil eine heroische Liebende Jesu Christi gewesen ist, darüber bin ich in meiner Überzeugung niemals wankend geworden.“ Und was die Rechtgläubigkeit der Albigenser angeht, so erinnere ich Sie an Bernard von Clairvaux, der der Meinung war, daß es „nichts Christlicheres“ gäbe als diese Sekte. Was Simone Weil vom Katholizismus trennt, ist nicht die Art, sondern die Konsequenz ihres Glaubens. Und eine solche, die Grenzen des offiziellen Christenglaubens überschreitende Konsequenz ist auch Ihrer Leidensphilosophie und Kampflehre eigen.

Wie die Leidensliebe des Christentums zustande kommt, läßt sich verfolgen. Sie wird im Judentum vorbereitet, das die Kette der nicht abreißen nationaler Unglücksfälle nur übersteht, indem es diese Unglücksfälle zum Zeichen der Auserwähltheit macht. Und sie wird im Christentum des Nazareners und des Apostels Paulus zu Ende gedacht, indem Armut, Unwissenheit und Elend nun jedem einzelnen Gläubigen Gnade und Erlösung verheißen. Es geht in der Tat nicht um die soziale, sondern um die kosmische „Einpassung“ des einzelnen Menschen. Ich habe in meinem Buch darauf hingewiesen, daß eine Religion, die man nur noch oder doch wesentlich moralistisch und sozialhygienisch versteht, aufhört Religion zu sein. Aber andererseits darf man nun auch nicht übersehen, daß es gerade die Stifter der beiden größten Hochreligionen versäumt haben, ihren Anhängern zu sagen, nach welchen Maßstäben und Regeln sie denn nun das irdische Leben gestalten sollen. Christus und Buddha haben übersehen, daß das gesellschaftlich-geschichtliche Dasein ein Reich eigener Ordnung ist, die durch die ausschließliche Konzentration auf die Erlangung des ewigen Heils nicht verwirklicht, sondern vernichtet wird. Keine noch so tief sinnige religiöse Erlösungslehre gibt eine praktikable Antwort auf die Frage, wie eine gute Politik, eine gerechte Sozial- und Wirtschaftsordnung zu machen sei und ein gedeihliches Zusammenwirken und Zusammenleben der Menschen garantiert werden könnte. Die zehn Gebote sind jüdisches Gesetz. In der Bergpredigt aber steht zu lesen: „Ich werde die Menschen entzweien.“ Auch Ihrer Kampf- und Schmerzenslehre, lieber Herr Heer, ist eine Antwort auf jene Frage nicht zu entnehmen. Ihre romantische Leidens-Philosophie erweist sich als eine säkularisierte Variante des theologischen Subjektivismus. Da Sie es verschmähen, Schmerz und Schmerzerfahrung zum Eintrittspreis für das Ewige Leben zu machen, müssen



Sie das Leiden, wenn es denn seine Höchstwertigkeit behalten soll, aus sich selbst rechtfertigen. So machen Sie es zum eigentlich schöpferischen Lebensprinzip. In meinem letzten Brief habe ich bereits auf das für eine bestimmte katholische Art des christlichen Weltverständnisses typische Phänomen der „Flucht in die Ästhetik“ hingewiesen. Genau dies ist auch die Folge Ihrer vitalistischen Auslegung der ursprünglich nur theologisch gesehenen Schmerzerfahrung. Wenn man sein Interesse von dem, was möglicherweise dem Ewigen Leben dient, abwendet, um es dem vergänglichen Leben zuzuwenden, gleichzeitig aber den metaphysischen Wertekatalog beibehält, entsteht eine subjektivistisch-romantisch-ästhetische Lebenslehre. Die Höhe der Kultur wird nicht an ihrem humanitären Niveau gemessen, sondern an ihrer Spannungsgeladenheit, Farbigkeit und Schmerzbereitschaft, an ihrem vitalen Glanz und ihrem Sinn für die Dramatik des Sündenfalls und der Sündenvergebung. Die offiziellen Repräsentanten und Institutionen und gewisse intellektuelle Apologeten des katholischen Christentums haben immer zu viel (oder doch ein falsches) Verständnis für das Böse gehabt. Ich bin während der Nazizeit niemals das Gefühl losgeworden, daß Hitler, wenn er sich in der „Endlösung“ der Judenfrage etwas zurückgehalten und von seinem Taufschein Gebrauch gemacht hätte, für manche inner- und außerdeutsche Katholiken ein ebenso willkommener Bundesgenosse gewesen wäre wie heute Franco oder Salazar. Aber ich gebe zu, daß dies eine sehr spekulative Überlegung ist, weil Hitler eben Hitler und nicht Franco oder Salazar war. Und ich weiß, daß diese Überlegung nicht das Christentum, sondern nur die machtpolitische Entartung einer Gruppe seiner kirchlichen Funktionäre trifft.

Immerhin kann ich nicht verhehlen, lieber Herr Heer, daß mir auch das Ihrem Lebensgefühl angemessene politi-

sche System der Feudalismus, die konstitutionell elitären und autoritären Gesellschaftsverfassungen zu sein scheinen. Charakteristisch für alle diese Systeme sind drei Dinge: Sie fixieren eine bestimmte soziale Rangordnung, die herrschenden Einzelnen oder Gruppen sind nicht Repräsentanten, sondern Antagonisten des „Volkswillens“ und die gesellschaftliche Moral empfängt ihre Impulse demgemäß nicht durch Vorbild und Überzeugung, sondern durch Autorität und Befehl. Der bis heute nicht ausgestandene Streit um die Richtigkeit und Reichweite der demokratischen Theorie und Praxis ist ohne die Tatsache, daß das christliche Abendland auch die politischen und moralischen Fragen ästhetisch bewertet und entschieden hat, gar nicht zu begreifen. Die demokratische Gesellschaftsverfassung ist un-ästhetisch und un-romantisch. Sie löst verständlicherweise bei der Konfrontation mit den traditionellen abendländischen Wertvorstellungen Unbehagen aus.

Es wäre reizvoll, sich über dieses Generalthema unserer neueren Geschichte, dessen Zusammenhang mit dem Christentum auch in Ihrer Position noch einmal aktuell wird, weiter zu unterhalten, aber ich möchte jetzt doch noch etwas zu unserem speziellen Thema „Kultur und Schmerzerfahrung“ sagen. Leiden ist seiner Bedeutung nach Erleiden (pati), also der Gegenbegriff zum „Tun“. Körperlicher und seelischer Schmerz versetzt uns in den Zustand der Passivität. Gefühl und Bewußtsein verengen sich auf das, was Leiden verursacht, sei es ein kranker Zahn, sei es Liebeskummer oder sei es der Schmerz über Schmerzen, die wir anderen zufügen. Die entscheidenden Qualitäten schöpferischer Menschlichkeit gehen verloren: die Fähigkeit, unser Interesse außerpersönlichen Zielen zuzuwenden und die Fähigkeit, diese Ziele in Freiheit handelnd zu verwirklichen. Der Schmerz (wenn es denn wirklich Schmerz ist) erniedrigt; er führt zu Zuständen der Ver-

krampfung und Lähmung, zu körperlichen und seelischen Deformationen aller Art. Pflanzen wie Tiere wie Menschen wie Staaten und Kulturen reifen nur unter günstigen Bedingungen. Was nicht heißt, daß alles bare Harmonie sein könnte und sein müßte. Aber wenn ein gewisses Maximum an Störungen, äußeren und inneren Komplikationen und Konflikten überschritten wird, verkümmert das Leben.

Noch einmal: ich bestreite nicht, daß Schmerz und Schmerzerfahrung mit der Struktur des Daseins gegebene Urphänomene sind, aber ich bestreite entschieden, daß sie mehr sind als eben Voraussetzung jener Bewegung, die den Fortschritt hervorbringt. Alles wahrhaft Große in der Geschichte der Menschheit verdankt sein Zustandekommen dem rastlosen Bestreben des Menschen, Unsicherheit, Unglück und Angst zu überwinden; dem Bestreben also, eine Zone der verhältnismäßigen Sicherheit, des verhältnismäßigen Glücks und der verhältnismäßigen Furchtlosigkeit zu erreichen und zu errichten. Wenn Ihre Theorie von der unmittelbaren Produktivität der Schmerzerfahrung richtig wäre, müßten alle Menschen, die hungern, die gequält werden, die schwere Krankheiten und Konflikte durchzustehen haben, daraus gestärkt und gereift hervorgehen. Das Gegenteil ist der Fall. Für mich war es immer wieder erschütternd, daß auch bei solchen Menschen, die monate- oder jahrelang den Krieg in seiner mörderischsten Form mitgemacht, die fürchterliche Strapazen durchgestanden und die entsetzliche Dinge mitangesehen hatten, nicht das geringste menschliche Wachstum zu beobachten war. Sie verließen die Hölle so engherzig, wie sie in sie hineingestoßen worden waren, oder aber sie verließen sie als Menschen, die für den Rest ihres Lebens schwer an Körper, Seele und Geist geschädigt wurden. Es ist purer schöngeistiger Romantizismus, aus dem verstörenden und zer-

störenden Phänomen des Schmerzes ein Wachstumsprinzip zu machen. Nur wenn der Mensch körperlich und seelisch befriedet und im Gleichgewicht ist, hat er die Kraft, an seinem eigenen und am Wachstum des Lebens zu arbeiten. Die großen Leidenden der Menschheitsgeschichte haben uns das Beispiel ihres Lebens und Wirkens hinterlassen, weil sie innerlich stark genug waren, sich vom Leidensdruck zu befreien, nicht aber, weil sie sich ihm hingeeben hätten. Kierkegaard hat sich der „Krankheit zum Tode“ entzogen, indem er sich daran machte, sie zu beschreiben. Hätte er sie in jener Intensität realisiert, mit der er sie beschreibt, wäre ihm nicht einmal Kraft genug geblieben, um die Feder zu halten.

Kulturen sind nur dort entstanden, wo es einer Gesellschaft oder doch wenigstens einer Schicht dieser Gesellschaft gelang, sich dem Existenzkampf, der zermürbenden Sorge um das tägliche Brot und das tägliche Überleben zu entziehen. Und nicht die Sklaven und Leibeigenen und Unterdrückten, sondern die Herren haben die schöpferischen Leistungen vollbracht: weil sie Muße und Komfort hatten, weil sie äußerlich und innerlich befriedet waren (soweit Menschen eben überhaupt befriedet sein können). Sie trieben die menschlichen Dinge weiter, weil sie noch mehr Wohlbefinden, noch mehr Sicherheit, noch mehr Erkenntnis und Glück erstrebten. Der Schmerz ist Stachel und Sporn; er ist der Schock, der dem Menschen deutlich macht, daß er nur in der Geborgenheit wachsen kann. Der Kampf um diese Geborgenheit (ich weiß es wohl) kann niemals wirklich gewonnen werden. Die das Leben zerreißenden Widersprüche sind prinzipiell nicht aufhebbar. Man kann sie hier und dort und dann und wann zur Ruhe bringen. Aber wenn man es kann und wo man es kann, hat man es zu tun.

Es scheint mir sehr bezeichnend, lieber Herr Heer, daß



Sie in Ihrem Brief zwar einige Übel anzugeben vermögen, die auch Ihrer Meinung nach bekämpft werden müssen: Kriege, Bürgerkriege, Hunger, Wohnungsnot, Krankheit, Ausbeutung und die allzu vielen Ansprüche, die das zeitgenössische Leben an den Menschen stellt. Aber Sie bringen kein einziges Beispiel für jene Spannungen, „die zu hegen“ sind, sondern lassen es bei der Formulierung, daß „gewisse Leiden und gewisse Schmerzen lebensfördernd“ wären, bewenden. Das ist nicht verwunderlich, denn Übel sind immer von Übel. All die schon erwähnten Laster unseres Jahrhunderts: Stumpfsinn, Oberflächlichkeit, Vergnügungssucht, Materialismus werden Sie durch größere Schmerz-erfahrung gewiß nicht besiegen. Wenn das Elend hinzukommt, wird aus dem Stumpfsinn Brutalität, aus der Oberflächlichkeit Borniertheit, aus der Vergnügungssucht blinde Lebensgier und aus dem Materialismus nackte Amoralität. Den Unreifen und Unwissenden läutert das Unglück nicht; es richtet ihn zugrunde. Ich warne vor der Erprobung Ihres Rezeptes.

Die Alternative zu Ihrer Leidens-Philosophie ist nun aber nicht (wie Sie zu vermuten scheinen) die bloße Negation des Schmerzes, das seichte Sichzufriedengeben und spannungslose Dahindämmern. Die Alternative zu Ihrer Philosophie der „größeren Schmerzen“ ist eine Philosophie des „größeren Glücks“ (wenn Sie mir diese pathetische Formulierung verzeihen und den Begriff „Glück“ nicht gar so kleinkariert verstehen, wie es böswillige Theologen und Spiritualisten seit den Tagen des großen Epikur zu tun pflegen). Es gibt ein sehr kenntnisreiches und kluges Buch meines verehrten Freundes Ludwig Marcuse über „Die Philosophie des Glücks“ (ein anderes Buch von ihm — damit Sie nicht meinen, er macht sich die Sache zu einfach — heißt: „Pessimismus — ein Stadium der Reife“). In diesem Buch nun findet sich der Satz: „Die Vernunft und

die Freiheit und der Fortschritt und die Kultur haben in sich nichts Herrliches, wenn man von ihrer Beziehung zum Glück des Menschen absieht.“ So ist es und weil es so ist, läßt sich auch Ihre Frage: „Wie verhält sich die Demokratie zum Fortschritt, das heißt zum Wachstum des Menschen?“ verhältnismäßig leicht beantworten.

Die Demokratie wird Fortschritt bedeuten und ihre Mitglieder werden menschlich wachsen, wenn es gelingt, sie für höhere und intensivere Freuden zu interessieren. Das ist nicht irgendeine nebulose idealistisch-illusionistische Theorie, sondern eine ganz praktisch-pädagogische Aufgabe. Den Wunsch, urteilsfähiger und geschmacksreifer zu werden, muß man wecken und pflegen. Von selbst geschieht da gar nichts. Wem auf der Schule und im Elternhaus nicht beigebracht worden ist, welche tiefe Befriedigung dem Streben nach vollkommenerer Erkenntnis, nach vollkommenerem Tun und nach vollkommenerem Genuß innewohnt, wird es im allgemeinen auch nicht mehr lernen. Unser ganzer aufwendiger Kampf gegen den Bolschewismus ist aussichtslos, wenn es den westlichen Demokratien nicht gelingt, in ihren Angehörigen den Sinn für jene höheren Bedürfnisse zu wecken, die eine materialistisch-pragmatische Zivilisation niemals befriedigen kann. Nur der Wunsch nach subtileren Freuden, als sie ein Eisschrank oder ein Automobil gewähren, wird den Kommunismus überwinden. Nichts sonst. Keine Wasserstoffbombe und keine Moralpredigt.

Um zum Schluß zu kommen: ich zweifle nicht daran, daß im gläubigen Christen das Bedürfnis nach höheren Freuden immer lebendig und wirksam ist. Aber ich zweifle daran, daß die sein Dasein tragenden und über sich selbst hinausführenden Vorstellungen auch für jene Menschen hilfreich sind, die diese Vorstellungen nicht teilen. Glaubensüberzeugungen sind immer „idealistisch“, das heißt sie gehen in ihrer Zielsetzung weit über das hinaus, was der

Mensch jemals erreichen kann. Gerade deshalb entsteht im Gläubigen, der diese Ziele annimmt und auf sie zu lebt, jene Anspannung, die ihn vorwärtsträgt und weiterbringt. Wenn aber das Ideal für den, dem man es vorsetzt, gar kein Ideal ist, wenn es nicht einmal mehr tendenziell etwas mit seinen wirklichen Vorstellungen und Wünschen zu tun hat, führt es nicht zu Anspannung und Wachstum, sondern zu Gleichgültigkeit und Stagnation.

Welche humanisierende Bedeutung soll das „Ewige Leben“ für Menschen haben, die die Unsterblichkeit des Individuums weder für glaubwürdig halten noch ersehnen? Ich erinnere an die in meinem ersten Brief zitierten Tagebuch-Notizen von Reinhold Schneider. Und welche humanisierende Wirkung soll von einer Spannungs- und Leidensphilosophie wie der Ihren auf Menschen ausgehen, die zutiefst davon überzeugt sind, daß alles wirkliche Wachstum Ausgeglichenheit, Maßhalten und „Glück“ voraussetzt?

Hier geht es nicht um die Frage, welche Philosophie und welche Freuden die „wahren“ sind, sondern hier geht es um die Rettung des Glaubens als einer Fähigkeit, deren Verlust den Menschen um die eigentliche Bedeutung seiner Existenz bringt. Ich habe sehr oft den Eindruck, als ob die Christen sich auf den Standpunkt stellen: wer nicht für mich ist, der kann nur gegen den Glauben überhaupt sein und dem geschieht es nur recht, wenn er vor die Hunde geht. Vor dieser Art von Gottesbeweis sollten die Christen auf der Hut sein, denn sie setzen damit nicht nur die Seelen der „Ungläubigen“ aufs Spiel, sondern nehmen Schaden an der eigenen Seele.

*Sechster Brief von Friedrich Heer*

Lieber Herr Szczesny!

Dem Plan dieser Edition gehorsam, ist dies mein letzter Brief an Sie. Sie haben das letzte Wort. Ich möchte deshalb versuchen, noch einmal einige Gegensätze anzusprechen, die heute zwischen christlichem und außerchristlichem zeitgenössischem Weltverständnis und Wirklichkeitserfahrung bestehen: ihr Ansprechen in unserem Briefwechsel hat für uns beide positive Bedeutung, und sollte einige Existenzfragen unserer heutigen westlichen Gesellschaft anzugehen. Wenn es nämlich in unserer Hemisphäre nicht zu lebendigeren und fruchtbareren Auseinandersetzungen zwischen Christen, nichtchristlichen Gläubigen und „areligiösen“ Geisteskräften kommt, fehlt vieles. Die Fülle, das Leben der Demokratie, die Verwirklichung der Freiheit und all das, was Sie im Schlußteil Ihres letzten Briefes ansprechen, hängt doch davon mit ab: werden zunächst europäische Christen die Demokratie, eine freie, brüderliche Gesellschaftsordnung, ernster nehmen, als oft bisher – und werden Nichtchristen und Gegner unserer christlichen Kirchen und Konfessionen sich nicht dauernd durch das oft makabre Erscheinungsbild „christlicher“ Politiseure, Machthaber und Interessenverbände den Blick verstellen lassen; so daß es ihnen immer noch schwerer wird, das wahrzunehmen, was als Essenz christlicher Welt- und Lebenserfahrung auch für sie einige lebensfördernde Bedeutung haben könnte...

Lieber Herr Szczesny! Ich möchte mich hier nicht mit Ihrem ebenso vehementen wie freundlich drängenden Verwurf auseinandersetzen, ich sei eigentlich ein Romantiker, ein Anhänger einer ästhetisch-romantischen Lebensphilosophie.



sophie und, im politischen Pendant, des Feudalismus und „konstitutionell elitärer und autoritärer Gesellschaftsverfassungen“. Von meinem „Aufgang Europas“ und der „Tragödie des Heiligen Reiches“ bis zur „Dritten Kraft“ bildet die kritische Auseinandersetzung mit autoritären Ideologien gerade in christlichem Gewande und mit der harten Wirklichkeit totalitärer Kräfte und Diktaturen, wieder nicht selten in christlicher oder pseudochristlicher Einkleidung, ein Leitmotiv meiner Arbeiten, das einem Leidmotiv meines Lebens entspricht: der bitteren Erfahrung, gewonnen in Spanien ebenso wie in Deutschland und Österreich vom Hineinscheitern gerade auch von Christen in die Fänge des Totalitarismus. Meine Sorge um die politische Unmündigkeit europäischer Christen (weithin ein Ergebnis ihrer politischen Unerzogenheit, des Ausfalls einer positiven politischen Bildung und Erziehung) und ihre Anfälligkeit für starke Männer, Diktatoren etc. ist in mir aber nun untrennbar verbunden mit meiner Sorge um die Schwäche der Demokratie in den Lagern ihrer aufrichtigen Freunde und Anhänger jenseits der Gärten und Mauern der Christenheit. Diese verschwisterte Sorge trieb mich an, gerne und dankbar die Gelegenheit zur öffentlichen Aussprache mit Ihnen wahrzunehmen. Hier zeigt nun unser ganzer Briefwechsel und besonders Ihr letzter Brief, wie schwer es ist, wirklich eine gemeinsame Sprache zu finden zwischen Nichtchristen und Christen. Ich halte das vielleicht für das wichtigste „Ergebnis“ unseres Briefwechsels. Das Mißverständnis des „Lebens“ und des „Schmerzes“ zeigt dies besonders deutlich an. Der Christ kann, wenn er die Begegnung mit dem nichtchristlichen Partner sucht, zunächst und oft lange Zeit von seinen intimsten, existentiellsten und realsten Erfahrungen nur in Worten sprechen, von denen er hoffen mag, daß sie irgendwie das Wissen, Bewußtsein und Denken dieses

seines Nächsten erreichen werden. Ich habe vom „Leben“, von der „Fülle des Lebens“, das nur in Leid- und Schmerzerfahrung zu gewinnen ist, gesprochen, weil ich langsam, langsam im „Lebenshunger“, im eigentümlichen Drang nach „mehr Leben, schöner Leben“, von vielen unserer Zeitgenossen Motive und Elemente anzusprechen versuche, die mit dem großen Durst des Menschen nach dem Ewigen Leben zusammenhängen. Sie selbst, lieber Herr Szczesny, haben das in Ihrem letzten Brief recht kostbar für mich einbekannt: nachdem Sie zunächst auf einem Dutzend Seiten mir einen verengten Lebens- und Schmerzegriff unterstellen, der an sich tatsächlich romantisch und biologistisch sein mag, erfassen Sie mit einem mächtigen Satz im Schluß Ihres Briefes eine Kernfrage: „Welche humanisierende Bedeutung soll das ‚Ewige Leben‘ für Menschen haben, die die Unsterblichkeit des Individuums weder für glaubwürdig halten noch ersehnen?“ Es geht mir also, wie jedem Christen, der sich als solcher versteht, nicht um ein ästhetisch-biologisch-romantisches „Leben“, sondern um Das Leben, um „das ewige Leben“. Mit den Vätern der frühen, griechischen Kirche, mit Teilhard de Chardin und vielen anderen glaube ich an einen Fortschritt, an ein Wachstum dieses Lebens, in der Einen Menschheit, zu höheren reicherer Formen. Dieses Wachstum muß bezahlt werden: „der nicht schwer geprüfte Mensch wird nicht erzogen“ – so möchte ich hier das griechische Leitwort von Goethes Bericht über sein eigenes Leben übersetzen.

Ich bin Ihnen, lieber Herr Szczesny, sehr dankbar, daß Sie gerade in Ihrem letzten Brief mit Ihren Worten eine Grundüberzeugung christlicher Lebenskunde und Lebenskunst, nämlich die Askese, die Eintübung eines reiferen Lebens, ansprechen: Ethik ist Regulierung des Flusses des Lebens, und „Kultur wird zunächst und vor allem wieder

das werden müssen, was sie ursprünglich war: Überformung der Naturkräfte, Vermenschlichung des Lebens“.

Vermenschlichung des Lebens, Überformung der Naturkräfte! Ja, ja, ja! Ohne sie keine Freiheit, keine freiheitliche Gesellschaftsordnung, keine Zukunft der freien Welt! Wie aber, lieber Herr Szczesny, bringen wir dem Kinde, dem unerzogenen, leidunwilligen, schmerzunwilligen Zeitgenossen bei, daß der Preis der Freiheit, der Preis für ein menschlicheres Leben weit höher ist, als er und seine oft unberateneren „Führer“, Politiker, Generale und Wirtschaftsbosse zu wissen scheinen und sich vorzustellen wagen?

Als Christ bin ich der Überzeugung, daß die Erziehung, Reifung und Wandlung des menschlichen Lebens, höheren Formen zu, an eine Schmerzannahme, und an das Kreuz, an den Kampf der Person gegen die Sünde und das Böse, täglich zunächst im eigenen Leben, gebunden sind. Hier müßte nun eine Aussprache über die Sünde einsetzen: sie wäre mehr als ein eigenes Buch und einen eigenen Briefwechsel wert. Unfreiwillig haben sich seit langer Zeit Christen und Nichtchristen, nicht nur moralinsaure Predikanten, puritanische Psychopathen und Schwärmer aller Art mit ihren ebenso stupiden Zeitgenossen („Kann denn Liebe Sünde sein?“ singt ein alter Schlager) in einem unedlen und tristen Wettstreit gefunden, um ein echtes, notwendiges Sündenbewußtsein zu verdrängen: das Wissen um die große motorische Bedeutung der Sünde, die im Letzten felix culpa, „glückhafte Schuld“ ist, wie die Osterliturgie der katholischen Kirche bekennt: dann nämlich, wenn die Sünde als solche gesehen, erkannt und einbekannt wird: und wenn, im Angesicht der eigenen Sünde und der Sünde und Last des Bösen in der ganzen Menschheit, mit ihr der Kampf aufgenommen wird. Reifendes Leben, Erziehung, nicht zuletzt politische Erziehung, ist

ohne Erfahrung des Bösen – immer wieder ansetzend in seiner Erfahrung in der eigenen Brust, als Sünde – nicht realisierbar. Ein deutsches Christentum ist nicht zuletzt auch deshalb Hitler verfallen, weil es – gemeinsam mit nichtchristlichen Zeit- und Volksgenossen – sein Sündenbewußtsein und seine Erfahrung des Bösen verkümmern ließ. Nicht also, wie Sie meinen: daß Vertreter des katholischen Christentums „immer zu viel Verständnis für das Böse gehabt“ haben, ist schuld, wohl aber, und da stimme ich Ihnen zu, daß sie bisweilen „ein falsches Verständnis für das Böse“ gehabt haben. Ein falsches Verständnis für das Böse wurzelt aber immer in einem Übersehen des Bösen in der eigenen Brust: eine gewisse Christenheit hat, seit langem, ein gesundes, unsentimentalisches, nicht-verlogenes Sündenbewußtsein verloren – und vermochte auch deshalb nicht die motorischen Kräfte in sich zu entbinden, um gegen Hitler wirklich zum großen Kampf anzutreten; und, was nicht geringer wiegt, nicht wenige schätzens- und liebenswerte Vertreter einer demokratischen und humanen Gesellschaftsordnung erwiesen und erweisen sich, vor und um 1933, und heute als nicht weniger impotent im wirklichen Kampf gegen das Böse (und gegen alle jene Komplexe, die man als „Bolschewismus“ heute gern in einen Topf wirft), weil sie die großen reichen christlichen Erfahrungen im Sündenkampf und im Ringen um die Entbindung eines reiferen, reicheren Lebens in der Leiderfahrung ignorieren, einfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Ich bin der Letzte, der unseren großen Bruder Friedrich Nietzsche verdammen möchte – Sie wissen, daß sich heute gerade katholische Autoren sehr um Nietzsche bemühen – muß aber doch dies festhalten: seine „Darstellung“ christlicher „Leidensliebe“ und christlicher Sündenerfahrung ist ignorant, banal, ohne jede Kenntnis des riesigen, reichen Erfahrungsmaterials, das ein Jahrtausend des abendländischen



experimentum humanitatis uns zur Verfügung stellen. Wenn ich Ihnen und Ihrem Freund Marcuse persönlich etwas wünschen darf, dann ist es eben dies: daß Sie sich, im Laufe Ihres Lebens, bekannt machen mit den großen Schulen christlichen Sündenkampfes und christlicher Leidbewältigung. Leiden ist hier nichts Passives, kein bloßes Erleiden, pati, wie Sie ausführen, ist nicht die Sache eines kranken Zahnes, eines Liebeskummers, eines Wehwehchens; Schmerz ist da nicht etwas, was „erniedrigt“, verkrampft, lähmt, sondern: Leid, Schmerz, Kreuzerfahrung (die „Kreuzeswissenschaft“ der Edith Stein, der begabtesten Schülerin Husserls, die an seinem Todestag die ewigen Gelübde im Karmel von Köln ablegte und in Auschwitz vergast wurde) werden in diesen großen Schulen der Erziehung, der Ausbildung eines reiferen, höheren Lebens, höchst aktiv eingesetzt und verarbeitet. Arbeit, im strengsten, nüchternsten und härtesten Sinn des Wortes ist diese Askese, sind diese Formen der immer schmerzvollen Entbindung eines reiferen, höheren Lebens. Für dieses gilt die Kennformel: an seinen Früchten wird man es erkennen. Kein Mensch kann zuvor sagen, ob der Sündenkampf, ob die Leiderfahrung, die freiwillige Annahme und Verarbeitung eines Teiles des riesigen Potentials von Leid, Schmerz und Bösem, das auf der Menschheit liegt, in der personalen Existenz gelingt. Das Risiko des christlichen Lebens ist groß, sehr groß: die Scharen verkümmelter Existenzen, der Gescheiterten, derer, die den Kampf abgebrochen, aufgegeben haben, weisen ebensowohl darauf hin, wie jene großartigen Persönlichkeiten, die in der Schule des christlich angenommenen Leidens gereift sind zu einer Brüderlichkeit, zu einer Wachheit, einer Hilfsbereitschaft für ihre Mitmenschen, die einzigartig ist. Und die ganz konkret, im Einzelfall, hunderten, ja tausenden Menschen zugute kommt. Ein Pfarrer von Ars, mitten im 19. Jahr-

hundert, ist buchstäblich für hunderttausende Menschen zum Helfer geworden, und was für eine Kraftquelle, Freudensquelle, was für ein Gesundbrunnen mitten in unserer heutigen Welt hier und dort Christenmenschen, Frauen und Männer, für ihre christlichen und nichtchristlichen Mitmenschen sind, dürfte Ihnen doch auch nicht ganz entgangen sein. Bernard Shaws lebenslängliche Freundschaft mit „seiner“ Äbtissin (ihr Briefwechsel ist auch deutsch erschienen) ist ein kleiner Hinweis auf die Strahlkraft, die fruchtbare Menschlichkeit dieser asketisch gebildeten Menschen.

Mit Recht zeigen Sie sich, lieber Freund, bestürzt über die Tatsache, daß gerade bei vielen unserer Zeitgenossen, die etwa im Krieg „die fürchterlichsten Strapazen durchgestanden und die entsetzliche Dinge mitangesehen haben, nicht das geringste menschliche Wachstum zu beobachten war“.

Eben diese furchtbare Tatsache spricht für die Richtigkeit und den Wirklichkeitsgehalt meiner Überzeugung, die keineswegs „purer schöngeistiger Romantizismus“ ist: diese Menschen sind, wie viele unserer Zeitgenossen, schmerzblind, sie wußten und wissen nicht, aus ihrem Schmerz etwas zu „machen“: nicht Schmerz „aushalten“ an sich, ein Ertragen von Leid, wie ein blödes, geist-loses Wesen (ich möchte mich hüten, zu sagen: wie ein blödes Tier; was wissen wir Menschen von der Schmerzerfahrung der Tiere?) reißt den Menschen. Die nicht zuletzt auch politische Katastrophe, gestern und heute, besteht darin, daß allergrößte Teile unserer Bevölkerung überhaupt nichts mehr anzufangen wußten mit dem riesigen Potential und Kapital ihres Leidens, ihrer Schmerzerfahrung, und deshalb diesen Schmerz nur verdrängten oder abtrieben oder vergaßen, ihn aber nicht zu verarbeiten verstanden. Da ihr jede Einübung, jede Schulung, jede Bildung in einem

wachen, spirituellen Sinne fehlte und fehlt, besitzt heute unsere Gesellschaft wichtige motorische Kräfte nicht, die sie heute und morgen brauchen würde, um ihre inneren und äußeren Auseinandersetzungen — im Kampfe um ein freieres, reicheres Leben — menschenwürdig zu bestehen.

Es kann doch auch Ihnen, lieber Freund, nicht entgehen, welch ein Unterschied besteht zwischen einem Menschen, der etwa in Rußland, in Krieg und Gefangenschaft, die Schule des Leidens bestand, weil er darauf innerlich vorbereitet und vorgeschult war, durch eine christliche Einübung und ein christliches Wissen um die Möglichkeit und Aufgabe des Kreuztragens, und jenen Massen, die die größte Chance ihres Lebens verloren haben, weil sie für sie, menschlich gesprochen, unvorbereitet waren. Ein engerer Landsmann von Ihnen, der ostpreußische Pfarrer Gerhard Fittkau, hat in seinem „Mein dreiunddreißigstes Jahr“ von seinen russischen Schmerzerfahrungen berichtet — er wurde 1945 verschleppt — ein anderer deutscher Christ, der Arzt Peter Bamm — ich nenne hier bewußt zwei Bücher, die in Ihrem lieben München erschienen sind, verdankt den großen Erfolg seines Rußland-Buches „Die unsichtbare Flagge“ nicht zuletzt der Tatsache, daß hier eine aus christlichen Quellen gespeiste Schmerzerfahrung ihre lösende, Menschlichkeit bildende Kraft bezeugt. Sie verstehen mich wohl recht, lieber Herr Szczesny: mir geht es hier nicht um eine, immer öde, „Propaganda“ oder Apologetik, sondern um den schwierigen Versuch, Sie und unsere nichtchristlichen und christlichen Zeitgenossen einzuladen, sich, jenseits der ungeheuerlichen Simplifizierungen seit Nietzsche und den Folgen, mit der Wirklichkeit christlicher Schmerzerfahrung bekannt zu machen. Wenn wir, Christen und Nichtchristen, in unserer westlichen Welt, weiterhin so über den Schmerz, das Leid, die Kreuzerfahrung hinwegsehen,

wenn wir es nicht wagen, uns tiefer mit dem Menschen einzulassen, werden wir die Freude, das Glück, die Freiheit, die Demokratie nicht erringen.

Damit berühre ich, im letzten Teil dieses meines letzten Briefes, das große Thema, das Sie und mich bewegt, und das Sie mit Recht im Schlußteil Ihres 5. Briefes, in den Vordergrund stellen: wie kann unsere Demokratie anziehender, ja lebenskräftiger werden? Ich unterschreibe ganz Ihre wichtigen Feststellungen: „Die Demokratie wird Fortschritt bedeuten und ihre Mitglieder werden menschlich wachsen, wenn es gelingt, sie für höhere und intensivere Freuden zu interessieren.“ „Unser ganzer aufwendiger Kampf gegen den Bolschewismus ist aussichtslos, wenn es den westlichen Demokratien nicht gelingt, in ihren Angehörigen den Sinn für jene höheren Bedürfnisse zu wecken, die eine materialistisch-pragmatische Zivilisation niemals befriedigen kann. Nur der Wunsch nach subtileren Freuden, als sie ein Eisschrank oder ein Automobil gewähren, wird den Kommunismus überrunden. Nichts sonst. Keine Wasserstoffbombe und keine Moralpredigt.“

In diesem Zusammenhang plädieren Sie für eine Philosophie des „größeren Glücks“. Ich glaube, daß eine solche sehr, sehr viel lernen kann aus einer tausendjährigen christlichen Erfahrung des Glücks. Eines größeren Glücks, als manche Philosophen und viele Kino-Besucher etc. sich erträumen und vorzustellen vermögen.

Ist es Ihnen noch nie aufgefallen, wie abgewertet das Glück in „protestantischen“, in puritanischen, „aufgeklärten“, ganz außerkatholischen Ländern, seit Jahrhunderten ist? Das Glück der Maria Theresia, das Glück des Wolfgang Amadeus Mozart, das Glück, das sich in Wiege und bäuerlichem Hansrat, in barocker Welt- und Gottseligkeit ebenso aussagt und aussingt, wie es ausstrahlt von



Menschen, gerade in romanischen Landen, die zu leben wissen? Menschen, die die uralte dreifaltige Kunst des rechten Lebens, des richtigen Liebens und die Kunst, gut zu sterben, erlernt haben? *Ars amandi, ars vivendi* und *ars moriendi*, hängen ja enge zusammen. Anatole France und andere scharfe Beobachter der Demokratie bereits im 19. Jahrhundert haben ihre „Herzlosigkeit“, ihre Glücklosigkeit, ihre grausame Pedanterie, angeklagt. Wie immer dem sei, befassen wir uns mit dieser politisch und innermenschlich so wichtigen Frage: wie lernt es der Mensch, glücklich zu werden? Wie lernt, reifend, die in ganz Europa und aller Welt junge Demokratie es, ihre Mitglieder „für höhere und intensivere Freuden zu interessieren“?

Höhere und intensivere Freuden, ja, wie Sie diese so schön zuletzt als „subtilere Freuden“ ansprechen, setzen höhere und intensivere Schmerzen, subtilere Schmerzen voraus: Schmerzen, wie sie ein reifendes inneres Leben erstmalig wahrnimmt, wenn es der differenzierten Fülle des menschlichen Lebens anderer Personen und der eigenen Person begegnet. Sie werfen mir vor, lieber Freund, ich brächte kein einziges Beispiel für „jene Spannungen, die zu hegen sind“, und das sei nicht verwunderlich, „denn Übel sind immer von Übel“. Ich kann es verstehen, daß außerchristliche und viele wenig im Christentum erfahrene Menschen alle Schmerzen und alle innermenschlichen Spannungen als Übel disqualifizieren wollen, aber ich kann diese ungeheure Verkennung der großen Wirklichkeit des menschlichen Lebens in keiner Weise akzeptieren. Allerdings: nur der Mensch, der in der täglichen Auseinandersetzung mit der Sünde, mit der Schuld, in Konfrontation mit dem Kreuz näher und tiefer mit seinem eigenen Innenraum bekannt wird — oder wer zumindest als tiefenpsychologisch interessierter Mensch in deren Nähe gelangt,

wird gewahr: in jedem Ich, jedem Selbst, jedem Menschen, ringen, wenn auch oft verdeckt, verdrängt, verkümmert, nicht selten aber explosiv geballt, schwere und große Kräfte gegeneinander und Elemente, die ich hier nicht einfach alle als „Sünden“ und „Laster“ anprangern möchte, die aber mit der wieder so komplexen Wirklichkeit des Bösen und Guten in jedem Menschen zu tun haben. Ja, es ist schon so: weil heute unsere Demokraten und Gegendemokraten, beide, dies nicht sehen und wahrhaben wollen: daß jeder Mensch bereits der Schauplatz intimster und erregendster Kämpfe guter und böser Elemente, Kräfte und vieler anderer um Gleichgewicht und Sieg ringender Elemente ist — die nur der wirklich wahrnimmt und sieht, der sich mit ihnen, seelisch und geistig erhellt und erzogen, zu konfrontieren wagt — deshalb ist unsere Demokratie und Gesellschaft weithin ein so lustloser, andererseits aber auch so barbarischer Kampfplatz geworden, in dem der Mensch, wie er wirklich ist, „übersehen“, gemanagt, verwaltet und vereinnahmt wird. Die ungeheuerliche Simplifikation, die sich unsere Parteimanager, Wahlpropagandisten, Parteibürokraten etc. erlauben, ihre Verfälschung des Geschichts- und Situationsbildes, ihre ungemein gefährliche Vereinfachung der weltpolitischen Lage und nicht zuletzt die rüde Art, mit der sie, als Regierungsparteileute die Opposition und als Oppositionelle „Regierungstreue“ angehen, das alles hat mehr, als sie wissen und auch als Sie, lieber Herr Szczyzny, sehen wollen, mit der Tatsache zu tun: man weiß heute, hüben und drüben, in „christlichen“ und außerchristlichen Kreisen, viel zu wenig von der Wirklichkeit des Menschen. Anthropologie als Grundlage jeder Ethik? So fordern Sie es ja. Aber ganz gewiß! Dann aber wage man, den Menschen zu sehen, wie er wirklich ist: in der Fülle seiner Sünden und Laster, seiner Ressentiments, seiner Sächte

und Sehnsüchte, seiner Mordinstinkte, seines Hasses und seiner ungereiften Liebe: jeder Mensch ist ein Gefäß, überreich an Spannungen und Kräften, die heute und morgen ebenso explodieren können, wie damals, als mein unseliger engerer Landsmann, Adolf Hitler, unsere lieben Deutschen zum Kochen und Überkochen brachte.

Glück? — Glück? Glück? Subtilere, intensivere Freuden? Ja, gewiß: diese sind aber nicht zu gewinnen durch eine Verschneidung und Kastrierung des Menschen, wie sie, in falscher Auffassung der Aufklärung, in signifikanter und primitiver Auffassung des Sozialismus und der Kultur hier und dort im großen und kleinen Maßstab versucht werden. Das nicht genug zu beobachtende und warnende Beispiel ist Schweden. Dieser hochdressierte perfekte „sozialistische“ Wohlfahrtsstaat hat die höchste Selbstmordziffer, die unzufriedenste und für Verbrechen anfälligste Jugend, und eine Malaise, wie sie überall dort auftritt, wo der Mensch das Wissen um eine größere Liebe, um das Ewige Leben, um den Tod, um die positive reiche Bedeutung des Kreuzes, der Erfahrung von Schmerzen radikal und perfekt verdrängt, abtreibt.

Durch Pillen, Drogen, perfekte Krankenhäuser und eine „perfekte Demokratie“ und einen perfekten Wohlfahrtsstaat werden Sie den Menschen nicht reif machen, nicht erziehen, subtile Freuden wahrzunehmen. Glück ist an die ruhige, lebendige Erfahrung und Überwindung von Schmerz, Leid, Tod gebunden. Die große glückselige Heiterkeit des wirklich glücklichen Menschen — wie sehr ist diese, Gott sei Dank, heute noch in christlich, in katholisch geformten Menschen zu finden — ihre glücklichen Gesichter, durch viel Leid und Freude gereift, verklärt, bilden einen lebendigen Gottes- und Menschenbeweis für jeden, der ihnen ins Gesicht zu sehen wagt — diese große glückselige Heiterkeit des wirklich glücklichen Menschen:

wo finden Sie diese heute noch oder wieder, als bei Menschen, die den Einstieg gewagt haben in die eigenen Tiefen und Untiefen — und damit den Sündenkampf, und das unablässige gelassene und starke Tragen des eigenen Kreuzes und der vielen Kreuze, die uns unsere lieben Nächsten so reichlich täglich anbieten?

Höchste Aktivität der seelischen Kräfte, Plastizität und Elastizität der Kräfte des Gemüts, innermenschliche Fülle (das ist nicht Romantik, sondern Realität, gewonnen aus der täglichen Verarbeitung der harten Wirklichkeit des eigenen und fremden Lebens), mit einem Wort: die Geburt der Freude, und die Geburt des Glücks, das Vermögen, wirklich Glück zu erfahren: in dem unerschlossenen, versandeten, verschlammten, durch den Pflug des Leides und der Schmerzerfahrung (in einer strengen und geduldigen geistlichen Disziplinierung) nicht erschlossenen Erdreiche ungereifter Personkerne vermag das Glück, die Freiheit, die Freude nicht Fuß zu fassen, sich nicht einzuwurzeln. Die dürftigen Gestalten, die sauren und sauertopfsichen Gesichter — schauen Sie sich doch, lieber Freund, mit mir die von falscher Jovialität und kaum verhohlenem Neid, von Ehrgeiz und Herrschsucht gezeichneten Gesichter unserer öffentlichen Herumsteher in fast allen Sparten unseres Lebens an: diese durch keine christliche Erfahrung und Selbsterhellung, durch keine sei es „innerweltliche“ oder transzendenzbezogene Askese erschlossenen, diese nicht sonnenhaft und strahlmächtig gewordenen Gesichter unserer heutigen Demokraten und Gegendemokraten, die als zwei Seiten einer Münze einander zugehören, bekunden: ja, gewiß, die Demokratie, eine freie, freier werdende Gesellschaft, bedarf subtiler Freuden und sie bedarf des Glücks. Diese Freuden und dieses Glück werden nun weder durch fade Moralpredigten oder herrische Weisungen von Kirchenmännern, aber auch gar nicht durch gutgemeinte Auf-



rufe humanitärer Philosophen etc. gewonnen oder auch nur in Sichtweite vorgestellt.

Ich bitte Sie sehr herzlich, mir nicht einen antidemokratischen Affekt zu unterstellen. Ich bin, sehr im Gegensatz zu Ihnen, der Sie meinen, „die Herren haben die schöpferischen Leistungen vollbracht“, der Überzeugung, daß alle echte und große Kultur der komplexe Ausdruck der gesamten Leidenschaft, Leidenserfahrung und aller anderen schöpferischen Potenzen der ganzen Völker sind. Noch die Einsamen, Geschlagenen, die leidenden Dichter und Künstler, die wirklich geistig und kulturell schaffenden Menschen im bourgeoisen 19. Jahrhundert, bekunden, als bewußte und unbewußte Kreuzträger, daß Kultur gewiß auch mit Muße und Kult, mit gepflegten, wenn Sie wollen, auch mit Herren-Elementen zu tun hat, undenkbar aber ist sie ohne den schöpferischen Schoß des Volkes, der Menschheit, die in konkreter, immer neuer Schmerzerfahrung, im Ringen um die Verwandlung des Leides in Freude die Kraft zur Form, zum Werk, zur schöpferischen Leistung gewinnt.

Kultur, Freiheit, Demokratie, subtilere Freuden und Glück: sie alle sind ohne Schmerz ebensowenig zu denken, zu realisieren, wie ohne Schönheit. Lieber Freund Szczyzny: haben Sie bemerkt, wie sehr, innerlich, Ihre Abwertung eines positiv erfahrenen Schmerzes und Kreuzes mit Ihrer Abwertung und Denunziation der Schönheit korrespondiert? In Ihnen steckt, ich kann das nicht oft genug betonen, das ist nur eine Ortsbestimmung, ein Puritaner, ein pietistischer Puritaner, der gegen die „Schönheit der Heiligen“ protestiert, wie weiland die schottischen Puritaner in der englischen Revolution, während ich für die Schönheit und Heiterkeit der Heiligen und aller, zu einem Ewigen Leben berufenen und erziehungsfähigen Menschen, also aller unserer Menschenbrüder, plädiere. Sie wenden sich gegen

eine Ästhetisierung der Kultur und erklären: Kultur „wird wieder Inbegriff des humanen, nicht Inbegriff des schönen Lebens sein“.

Humanes Leben, glückliches Leben, subtilere Freuden: sie sind undenkbar, unrealisierbar ohne Schönheit. Ich bin, wie Sie wissen, kein Thomist, halte aber an dieser thomistischen Definition fest: „Die Schönheit ist der Glanz des Wahren.“ Die Unschönheit, die Fadheit, die Freudlosigkeit unseres heutigen „demokratischen“ und antidemokratischen Lebens: sein Verlust an Schönheit und an Wahrnehmung der Schönheit (das ist etwas anderes als ästhetizistische und snobistische Schönheitskults, genau so wie die Schönheitsköniginnen unserer Zeit sehr wenig mit Schönheit, Königtum und auch Demokratie zu tun haben, obwohl sie bekanntlich „gewählt“ werden. Apropos: am Farce-Spiel um die Schönheitsköniginnen könnte man einige intime und offenbare Lügen unserer heutigen Gesellschaft recht gut aufzeigen): das alles hängt eng damit zusammen, daß der wahre Schmerz, das wahre Leid, der ganze Mensch nicht mehr gesehen, nicht mehr wahrgenommen werden.

Wer sieht heute noch die Schönheit im leidgereiften Gesicht eines Menschen? Schönheit ohne Schmerzerfahrung, ohne Leidüberwindung, ist eine Illusion. Die Passion des Menschen, die große unvollendete Symphonie des Menschen, ist ohne die Passio des Gottmenschen weder verstehbar, noch voll realisierbar: ohne eine Anteilnahme an seinem Leiden, an seiner Schmerzerfahrung gibt es keine reifende Brüderlichkeit, keine Fraternität höheren Formats. Nicht „Genossen“, nicht Kumpane („und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein“), nicht Saufbrüderschaft und Raufbrüderschaft, nicht sentimentale Verbrüderungen werden die Humanität, die Brüderlichkeit der Zukunft schaffen können; wohl aber eine

menschliche Erfahrung, die weiß: wir Menschen, alle, werden morgen tot sein. Kurze Zeit leben wir auf dieser Erde. Viel Schmerz und Leid bereiten wir uns in dieser „kurzen Zeit“. Viel Böses fügen wir uns zu, viel Übel und Böses wird uns zugefügt. Was machen wir mit all dem? Wie verarbeiten wir das Leid, wie wandeln wir den Schmerz, wie überwinden wir das Böse? Wie werden wir glücklich? Wie gewinnen wir subtilere Freuden?

Hier stelle ich mich Ihrer wichtigsten und größten Frage und wiederhole sie noch einmal: „Welche humanisierende Bedeutung soll das ‚Ewige Leben‘ für Menschen haben, die die Unsterblichkeit des Individuums weder für glaubwürdig halten noch ersehnen?“ Antwort: der Christ hat die Aufgabe, eben diese humanisierende Bedeutung des Ewigen Lebens durch sein eigenes Leben, durch seine Präsenz, seinen nichtchristlichen Brüdern darzustellen. Als ein lebendiger Gottesbeweis, als Beweis für die Lebensfülle der Frohen Botschaft, als Darstellung der drei Grundüberzeugungen des christlichen Glaubens — Schöpfung der Welt durch Gott-Vater, Erlösung der Menschen durch den fleischgewordenen Sohn, Wachsen und Übergang in das Ewige Leben, „das Leben des zukünftigen Weltalters“ (vitam futuri saeculi, im Credo).

Das bedeutet eine sehr große Anforderung an den Christen. Daß sie zu erfüllen ist, und nicht Illusion ist, beweist: Die Heiterkeit der Heiligen und das Glück, das aus der Persönlichkeit reifer Christenmenschen uns entgegenstrahlt. Eben daran kann man sie erkennen: an der Kraft und an der Güte; an dem Verständnis für alle ihre Mitbrüder, das echte Christen darleben.

Die humanisierende Bedeutung dieses Darlebens des Ewigen Lebens hier und heute („Nichts als das Heute“ ist die Lebensmaxime der Therese von Lisieux und manch anderer leid- und liebeserfahrener großer Christen) erfah-

ren viele Nichtchristen weit über Europa hinaus im Zusammenleben mit diesen Christen. Das ist eine Realität, die heute bereits die Brüderlichkeit von Morgen, und damit eine Demokratie von Menschen, die fähig sind, glücklich, froh, schön und leiderfahren zu werden, vorbereitet.

„Vor die Hunde gehen lassen?“ Nichtchristen, Menschen, die nicht Christen sind und nicht sein wollen, vor die Hunde gehen lassen? Ich verstehe Ihren schmerzlichen Ruf im Schluß Ihres letzten Briefes, gewonnen wohl in der Erfahrung mit „Christen“ unserer Tage. Ein solches „Christsein“ richtet sich selbst, hebt sich selbst auf, enthüllt sich als eine Ideologie, die unfähig und unwillig ist, sich dem Ernst und der Wirklichkeit des Lebens des Nächsten zu stellen.

Ich komme nun ein letztes Mal auf das „Leben“ zurück: auf die Feier des Lebens, die Sie mir, lieber Freund, als romantisch-ästhetisch vorwerfen. Ich hoffe, daß es Ihnen jetzt ein klein wenig deutlicher geworden ist, was ich darunter verstehe. Der Christ hat die Aufgabe und schöne Chance, die Fülle, zumindest sehr viel vom Reichtum des göttlichen Lebens seinen Brüdern darzustellen: durch sein eigenes Leben. Nicht durch ein Gerede vom Leben, wohl aber durch dies: durch eine große, nur durch Gnade erreichbare Offenheit für „alles, was menschlich ist“; durch ein Mittragen und Mitleiden alles dessen, was an Leid, an Übel, an Bösem im Mitmenschen zugegen ist — und was dringend der Verwandlung bedarf. Keine Änderung und keine Verdrängung, kein Vertuschen und kein Leugnen kann jene schwere Last und Fülle negativer Elemente im Menschen beseitigen, aus der Welt schießen, etwa mit einer Rakete, oder ins Meer versenken, wie Atom-Schutt: wohl aber gibt es die Möglichkeit der Verwandlung der bösen und negativen Kräfte. Statisch-starr, unbeholfen und steril würde eine Kultur und Zivilisation — siehe wieder „Schweden“, das ich hier als ein Symbol perfekter inner-



weltlicher Wohlfahrtszivilisation nenne, wobei ich das mir liebe und teure schwedische Volk in keiner Weise beleidigen möchte — wenn sie bewußt diese Kräfte der Wandlung ausschalten, auf sie verzichten, sie als inexistent ausscheiden möchte. Ein Christentum allerdings, das sich selbst nicht mehr in diesem Sinne versteht und darlebt, als ein Motor und Element steter Wandlung, Verwandlung der Sünde, des Bösen, des Negativen in der Menschenwelt — ein solches Christentum richtet sich automatisch selbst zugrunde, wird in den gerecht mahlenden Mühlen der Geschichte zermahlen.

Ihr Blick, lieber Freund, ist, wie ich glaube, schmerzlich und traurig, durch dieses „Christentum“ gebannt, fixiert. Das ist nicht Ihre Schuld, sondern meine: denn ich bin und bekenne mich sowohl als Mitglied dieser impotenten Christenheit, die Sie und Ihre nichtchristlichen Freunde in Versuchung führt und zum Ärgernis erregt durch ihre Seinsschwäche, ihre Unwilligkeit, sich im Wandel der Welt der irdisch-ewigen Aufgabe — Träger und Element der Verwandlung, der Erlösung, der Entbindung des Ewigen Lebens bereits hier und heute zu sein — bewußt zu sein, wie ich mich als Freund und Mitglied jener „Gemeinschaft der Heiligen“ weiß, die einen Thomas Morus zur reinsten Heiterkeit bewegte, ihn, den Kanzler Heinrichs VIII., (den Mann, dem sein großer Freund Erasmus von Rotterdam sein „Lob der Torheit“ gewidmet hatte, in Anspielung auf seinen Namen, „Encomium Moriae“), so daß er scherzend, ganz gelöst, innerlich ganz frei, in der Vollmacht dieser Heiterkeit zuerst mit seinen Richtern, dann mit seinen Henkern, sich bis zuletzt unterhalten konnte. Die Berichte über diese Heiterkeit bis zum Tod sind nicht Legende und Hagiographie, sondern geschichtliche Tatsache.

An ihrer Heiterkeit, an ihrer Freude, an ihrem Glück

wird man sie erkennen: die Christen von morgen. Alle diese wertvollen Zeugnisse für die humanisierende Wirkung des Ewigen Lebens bereits in diesem Wegstück des Lebens der Menschheit vermag gerade der wache Nichtchrist an wirklichen Christen mitten in unserer heutigen Gesellschaft wahrzunehmen und zu empfangen.

Langeweile, Angst, Verdruß, Neid; eine saure Verdrossenheit, eine Unlust, sich den Schwierigkeiten des eigenen Lebens und den Schwierigkeiten im Leben der allernächsten Menschen zu stellen, charakterisieren das Leben der allermeisten unserer Zeitgenossen. Es fehlt ihnen, und damit der Demokratie, der innerste Freiheitsraum: der Raum in der eigenen Person, in dem sie sich offen mit sich selbst und mit dem Nächsten auseinandersetzen, in dem sie die Kräfte zur Aufarbeitung des vielen Negativen gewinnen können. Engbrüstig und kurzatmig ist „unser“ Leben geworden. Dieses „Leben“ hat die Kontakte und Kanäle, die Adern und Atmungsorgane nach oben und unten verloren; es lebt nicht mehr im großen Blutkreislauf des Ewigen Lebens. Das aber ist lebensgefährlich. Das wissen auf ihre Weise Ihre asiatischen Freunde, die Buddhisten, das wissen aber auch alle Christen, die sich als solche erfahren.

Dieses Ewige Leben beseelt Sie, Gerhard Szczeny und alle Menschen dieser Erde, als Kinder eines Vaters, als Söhne der Gottheit, mögen Sie es wissen, wollen oder nicht. Persönlich bin ich überzeugt, daß Sie das sehr gut wissen. Nur weigern Sie sich, aus zeitgenössischen, personalen und „politischen“ Motiven („politisch“ im weitesten Sinn verstanden), dieses Ewige Leben durch die Christen beschlagnahmen zu lassen, unter Ausschließung der dezidierten Nichtchristen. Womit ich einverstanden bin, denn: es ist nicht Aufgabe des Christen, auszuschließen und auszuklamern, sondern einzuladen; „in meines Vaters Haus sind

viele Wohnungen“. Ein Christenleben aber ist nicht umsonst gelebt, wenn ihm in all seiner Dürftigkeit dies eine gelingt: eine kleine Pore zu sein, ein wenn auch nur schmales Tor, ein Lichtspalt; durch den etwas hereinbricht, hereinstrahlt von dem Reichtum und dem Glanz des Ewigen Lebens; einstrahlt in das Leben des Christen und aller seiner Brüder. Ohne diesen Einbruch des göttlichen Lebens verascht alles „Leben“ auf dieser Erde. Aschgrau, fade, unwirklich, hart, zänkisch und blutrünstig wird dann das Leben des Menschen auf Erden.

Sie berufen sich mehrfach in Ihren Briefen, teilweise namentlich und direkt, teilweise indirekt, auf einen bedeutenden Christen, von dem mich sehr viel trennt, nicht nur seine Abwertung des „Ästhetischen“, auf Kierkegaard. Gerade deshalb möchte ich meinerseits diesen Briefwechsel mit einem Worte Kierkegaards abschließen, und damit seine Probleme noch einmal öffnen, für Sie und für mich. Dieses Wort Kierkegaards am Vorabend von 1848 spricht die Krise des europäischen Christentums und die Krise der Demokratie in einem an: „Es wird, um die Ewigkeit wieder zu bekommen, Blut gefordert werden, aber Blut von einer anderen Art, nicht jenes der tausendfach totesgeschlagenen Schlachtopfer, nein, das kostbare Blut der Einzelnen — der Märtyrer, dieser mächtigen Verstorbenen, die vermögen, was kein Lebender, der Menschen tausendweis niederhauen läßt, vermag, was diese mächtigen Verstorbenen selbst nicht vermochten als Lebende, sondern nur vermögen als Verstorbene: eine rasende Menge in Gehorsam zu zwingen, just weil diese rasende Menge in Ungehorsam die Märtyrer totschiessen durfte.“ Was, wenn der „Umschlag“ gelingen soll, not tut, sind, nach Kierkegaard, weder Soldaten noch Diplomaten (ich möchte hinzufügen: auch nicht unsere „Nur-Politiker“, über die ein großer Politiker unserer Zeit, Nahum Goldmann, treffende, ver-

nichtende Worte gesagt hat, und auch nicht „Philosophen“), sondern „Geistliche“: „Geistliche, welche die Menge trennen können und sie zu Einzelnen machen; Geistliche, die nicht zu große Ansprüche machten an das Studieren, und nichts weniger wünschten als zu herrschen; Geistliche, die, womöglich, gewaltig beredsam, nicht minder gewaltig wären im Schweigen und Erdulden; Geistliche, die, womöglich, Herzenskenner, nicht minder gelehrt wären in Enthaltbarkeit von Urteilen und Verurteilen; Geistliche, die Autorität zu brauchen wüßten mit Hilfe der Kunst, Aufopferungen zu machen; Geistliche, die vorbereitet, erzogen, gebildet wären zu gehorchen und zu leiden, so daß sie mildern, ermahnen, erbauen, rühren, aber auch zwingen könnten — nicht durch Macht, nichts weniger, nein, durch den eigenen Gehorsam zwingen, und vor allem alle Unarten des Kranken geduldig leiden, ohne gestört zu werden. Denn das Geschlecht ist krank, und, geistig verstanden, krank bis zum Tode.“

Geistliche Menschen dieser Art leben, wirken, leiden heute unter uns. Die Begegnung mit einigen von ihnen wünsche ich Ihnen, Gerhard Szczeny, und mir, und möglichst vielen unserer christlichen und nichtchristlichen Zeitgenossen, besonders auch in deutschen Landen: ohne dieses Salz ist alles schal. Ohne ihre Schmerzerfahrung und Kreuzerfahrung, ohne ihre Kraft und Kunst der Verwandlung, der Entbindung der Freuden, subtiler Freuden, mitten in einer Welt vieler Schmerzen und Übel, werden weder Christentum noch Demokratie heilende, helfende Potenzen für die Eine Menschheit schaffen und darstellen können.

Es gibt diese Menschen, von denen Kierkegaard vor 1848, in Sorge und Hoffnung, prophetisch spricht. Es leben, heute, solche Menschen, in denen die Feuer des Ewigen Lebens hereinbrechen in unser ärmeres, in unser armes, ungereiftes Leben.



Lieber Herr Heer,  
ich befinde mich in keiner sehr beneidenswerten Lage. Ihr letzter Brief ist ein so offener, eindringlicher und überzeugender Appell an alle (christlichen und nichtchristlichen) Menschen guten Willens, daß es rechthaberisch und streitsüchtig erscheinen muß, wenn ich dennoch und noch einmal Einwände, Bedenken und Widerspruch geltend mache. Die Versuchung, angesichts der untadeligen Gesinnung Ihres Christentums, sich mit dem Christentum überhaupt einverstanden zu erklären, ist groß, und wir könnten unseren Briefwechsel mit der Versicherung beenden, daß sich eigentlich alles in Wohlgefallen löst, sobald man sich nur einmal entschließt, mit dem anderen zu sprechen und ihn in Ruhe anzuhören. Ein solches happy end schiene mir jedoch unsere Auseinandersetzung um ihren Sinn zu bringen, und ich glaube zu wissen, daß diese Lösung auch Ihnen suspekt wäre.

Natürlich ist es für mich gar keine Frage, daß sich mit Christen Ihrer Art nicht nur reden, sondern auch leben und wirken läßt. Ja, die Vertreter eines „offenen“, eines „linken“ Christentums sind ihren nichtchristlichen Kombattanten in mancher Hinsicht um viele Längen voraus. Sie verstehen nicht nur mehr von Karl Marx, sondern sie wissen auch mehr vom Menschen. So sehr wir daher auch festhalten wollen und festhalten müssen, daß Christsein durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Engstirnigkeit und Unduldsamkeit, so wenig dürfen wir doch übersehen, daß die Existenz von gutwilligen, aufgeschlossenen und progressiv eingestellten Christen die christliche Welt- und Lebenslehre für den „Ungläubigen“ um nichts glaubwürdiger macht.

Aber es stellt sich nun noch einmal die Frage: ist das, was ich da als Christentum beschreibe und kritisiere, nicht vielleicht nur ein Popanz, den ich mir selbst zurecht gemacht habe? Sie gaben mir, lieber Herr Heer, in einem früheren Brief zu bedenken: „es gibt viel mehr Modelle des Christentums und gelebter christlicher Existenz, als Sie, zumindest in Ihren ‚Zeitgemäßen Betrachtungen eines Nichtchristen‘, uns vorstellen.“ Dieser Vorwurf mag insofern nicht unberechtigt sein, als eben die „Zeitgemäßheit“ meiner Betrachtungen (wobei wir zu meinen Gunsten einmal unterstellen wollen, daß sie tatsächlich zeitgemäß sind), meinen kritischen Blick nicht auf die speziellen Anschauungen dieses oder jenes Katholizismus und Protestantismus, sondern auf die Summe jener allgemeinen und im allgemeinen Bewußtsein nachweisbaren Vorstellungen, Wertungen und Forderungen gelenkt hat, als die sich „das“ Christentum heute dem in der westlichen Welt beheimateten Beobachter darstellt. Sie werden nun wahrscheinlich sagen (und Sie haben es einige Male gesagt): dieses offizielle und vordergründige Christentum ist ein falsches oder doch ein mißverständenes Christentum. Obwohl meine Beschwerdeführung nur dem tatsächlichen und nicht irgendeinem idealen Christentum gelten kann, möchte ich diesen Einwand doch nicht einfach übergehen. Fragen wir also, ob Ihr Christentum, lieber Herr Heer, vielleicht eine Konzeption ergäbe, in der auch das Welt- und Menschenbild der (jetzt noch) Ungläubigen seinen rechtmäßigen und rechtverstandenen Platz fände?

Sie sind und bezeichnen sich selbst als einen österreichischen, einen barocken Christen und als Kronzeugen treten in Ihren Briefen auf: Clemens von Alexandrien, Juan de la Cruz, Teilhard de Chardin, Reinhold Schneider. Nicht nur aus diesen Namen, sondern auch aus der von Ihnen entwickelten Lehre vom Leben und vom Menschen läßt sich

unschwer ablesen, daß Sie einem gnostischen, einem neuplatonisch und mystisch gestimmten Christentum anhängen. Einem Christentum also, das mit der evolutionären Kosmographie und Theosophie und Anthroposophie des Teilhard de Chardin einen neuen gedankenmächtigen Vertreter gefunden hat. Sie zitieren sein Wort: „Der Herr erhalte mir meine Leidenschaft für die Welt und eine große Sanftmut und helfe mir, bis zuletzt ein ganzer Mensch zu sein.“ Die Wege der Gnosis, des Neuplatonismus und der Mystik führen sehr schnell aus dem kirchlich sanktionierten Christentum heraus, und ich weiß nicht, ob Rom sich jemals dazu wird entschließen können, auf die genialischen Spekulationen des französischen Jesuitenpaters positiver zu reagieren als seinerzeit auf gewisse Lehren etwa des Johannes Scotus Eriugena, des Meister Eckehart und des Nicolaus von Kues. Es hat im Christentum und gerade im katholischen Christentum immer Menschen gegeben, die eine Synthese von Christentum, Weltgläubigkeit und Lebensbejahung versucht und zumindest für sich persönlich auch zustande gebracht haben. Sie hielten sich für Christen, auch wenn ihre Lehren von der Kirche verworfen wurden, und sie waren es wohl auch, denn es ist einer „offenen“ Katholizität durch alle Jahrhunderte hindurch gelungen, griechisches und römisches, germanisches, keltisches und slawisches Heidentum ins Christliche einzuschmelzen.

Man kann natürlich bei all diesen Amalgamierungen, sowohl vom Standpunkt der „wahren Lehre“ als auch von meiner Position aus (die ja nur sinnvoll vertreten werden kann, wenn eine identifizierbare Gegenposition vorhanden ist), die Frage stellen, wie weit sich im Einzelfall bestimmte Vorstellungen vom Aufbau und Verlauf des Weltprozesses noch mit den Grundpostulaten der christlichen Heilsbotschaft: der Welterschöpfung durch einen persönlichen Gott, seiner Fleischwerdung in der geschichtlichen

Gestalt des Nazareners, dem Jüngsten Gericht und dem Ewigen Leben vereinbaren lassen. Aber viel entscheidender ist in der Tat die Frage, ob sich in einer christlichen Gnosis, einer christlichen Mystik, einem christlichen Evolutionismus das christliche oder aber ein „heidnisches“ Welt- und Selbstverständnis durchsetzt. Und so sehr ich auch das Gefühl habe, daß Sie, lieber Herr Heer, sich nur ungern auf gewisse Dogmen der christlichen Glaubenslehre festlegen lassen, so wenig kann ich doch leugnen, daß Ihre Lehre vom Leben und vom Menschen genuin christlich ist.

In Huizingas „Herbst des Mittelalters“ findet sich folgende Stelle: „Gegen Ende des Mittelalters war prinzipiell immer nur noch die alte Wahl möglich zwischen Gott und der Welt; die totale Verwerfung aller Herrlichkeit und Schönheit des irdischen Lebens oder ein vermessenes Zugreifen auf die Gefahr, der Seele zu schaden. Die Schönheit der Welt wurde durch ihre erkannte Sündhaftigkeit doppelt verlockend; wer sich ihr ergab, der genoß sie auch mit einer unbegrenzten Leidenschaftlichkeit. Die aber die Schönheit nicht entbehren konnten, und sich doch nicht der Welt ausliefern wollten, mußten diese Schönheit adeln.“ Wie kann man Christ bleiben, ohne die Herrlichkeit und Schönheit des irdischen Lebens preisgeben zu müssen? Indem man das Begreifen und Genießen dieser Schönheit vom Sündenbewußtsein und von der Schmerzerfahrung abhängig macht. Das ist die christliche „Feier des Lebens“. Die dogmatischen Daten der christlichen Heilslehre mögen sich längst in einer mystisch-dynamischen Weltschau und in einem enthusiastischen Panentheismus aufgelöst haben, dies macht den Christen weiterhin zum Christen: er weigert sich, das Leben zu feiern, ohne sich vorher das Kreuz auferlegt zu haben.

Lassen Sie mich bitte an dieser Stelle eine abschließende Bemerkung zum Thema „Ästhetik“ machen, da ich Ihre



vorwurfsvolle Frage: „Haben Sie bemerkt, wie sehr, innerlich, Ihre Abwertung eines positiv erfahrenen Schmerzes und Kreuzes mit Ihrer Abwertung und Denunziation der Schönheit korrespondiert?“ nicht gerne so stehen lassen möchte. Ich habe den inneren Zusammenhang, von dem Sie sprechen, nicht nur bemerkt, sondern ich glaube, daß es ein notwendiger und sinnvoller Zusammenhang ist. Aber ich denunziere nicht die Schönheit, sondern ich distanzieren mich lediglich von einem bestimmten, nämlich dem traditionellen abendländischen Schönheitsbegriff. Daß es sich bei dieser meiner Einstellung nicht um einen ganz privaten Geschmack handelt, zeigt meines Erachtens die Tatsache, daß vor unser aller Augen und seit einigen Jahrzehnten schon die moderne Kunst dabei ist, die christlich-romantische Ästhetik, also jene Schönheit, die mit der Schmerzerfahrung korrespondiert, zu Grabe zu tragen. Oder welchen Sinn wollen Sie sonst den vielen, aber alle in eine ganz bestimmte Richtungweisenden Experimenten der neuen Malerei, der neuen Musik und der neuen Literatur beimessen?

Wir stehen mitten im Werdensprozeß einer Ästhetik, die mit aller Entschiedenheit vom Romantischen, vom Seelischen und Sentimentalen, vom Anthropologistischen und Psychologistischen, vom Dramatischen, Metaphorischen und Assoziativen wegstrebt. Die moderne Kunst und Literatur ist dabei, die Entdeckung zu machen, daß in den Dingen selbst eine tiefere Wahrheit liegt als in den Funktionen, die wir ihnen zumessen. Es ist ganz unverkennbar, daß der heutige Künstler darauf aus ist, die phänomenologische Realität zu zerschlagen, um die Wirklichkeit aus den Urelementen: Linie, Farbe, Fläche, Ton, Wort neu aufzubauen; daß er — in der Malerei, in der Musik, in der Literatur — darauf aus ist, das Selbstsein der Dinge zur Sprache zu bringen. Und diese neue Ästhetik scheint mir im Bereich

des menschlichen Lebens zur Entdeckung des „Banalen“ zu führen. Das Banale ist der Inbegriff jener unendlichen Zahl von unscheinbaren Ereignissen, aus denen sich die menschliche Wirklichkeit „wirklich“ zusammensetzt. Die Wahrheit und Schönheit dieses Banalen hat allerdings nichts mit der christlichen Schmerzerfahrung zu tun. Die christliche Ästhetik ist auf das transzendente Subjekt ausgerichtet und zwingt dazu, die Wirklichkeit nur im Spannungsfeld dieser Transzendenz wahrzunehmen und ernstzunehmen. Sie hat den Weg zur eigenen und inneren Wahrheit der Dinge und des Menschen versperrt (der Westen hat zwar eine wissenschaftliche Anthropologie, aber keine meditative und mystische Menschenkunde entwickelt!), weil ja die Wahrheit nicht in den Dingen und im Menschen, sondern nur in Gott zu finden ist. Dinge und Menschen stehen nur dann im Glanz der Wahrheit, wenn sie von Gott berührt, wenn sie Schauplatz der seine Anwesenheit und Herrlichkeit kündenden „Schmerzerfahrungen“ sind.

Ich will an diesem Wahrheits- und Schönheitsbegriff, an diesem Lebens- und Leidensverständnis nicht weiter deuten; ich möchte Ihnen nur begreiflich machen, lieber Herr Heer, daß es sich dabei keineswegs um allgemein-menschliche, sondern um christliche Vorstellungen, Wertungen und Gefühle handelt. Das heißt um Einstellungen, die sinnvoll und fruchtbar sind nur im Rahmen christlicher Existenz. Wenn Sie die Dialektik von Sündenbewußtsein und Lebensfeier aus dem christlichen Rahmen herauslösen und einen „Ungläubigen“ zum Vollzug dieser Art von Glücks-Lehre verleiten wollen, entsteht Unheil. Darauf deutet schon die sprachliche Erfahrung. Sobald Sie Begriffe wie „Schmerzerfahrung“ und „Kreuzwissenschaft“ in einem beliebigen profanen Text verwenden, haftet ihnen sofort — und ohne daß dabei irgendein anti-christlicher

Affekt eine Rolle spielen würde — etwas Verstiegene, Aufgeregtes, Hektisches und Pathetisch-Exaltes an. Und das ist kein Zufall. Beim zeitgenössischen „Ungläubigen“ liegt nicht nur eine Ablehnung der christlichen Metaphysik, sondern auch ein prinzipiell anderes Weltverständnis und Lebensgefühl vor. Wenn ein solcher, außerhalb jeder Transzendenz-Gläubigkeit existierender Mensch zur Schmerzerfahrung drängt, ist er seelisch krank. Nur wenn die Transzendenz — sei es in ihrer vollen theologischen, sei es in ihrer auf einen christlichen Existenzialismus reduzierten Bedeutung — wirklich geglaubt wird, sind Schmerzwilligkeit und Sündenbewußtsein normale und fruchtbare Gefühlswerte.

Wenn der Mensch sich auf sich selbst gestellt fühlt, wenn er Objekt und Subjekt der „Erlösung“ zugleich ist, wird er die Herrlichkeit und Schönheit der Welt, wird er das „Glück“ unmittelbar anstreben. Natürlich muß er Leiden und Schmerzen bestehen, aber er sucht sie nicht; natürlich wird er schuldig, aber er versteht diese Schuld nicht als „Sünde“ (also als Verfehlung gegen ein transzendentes Gebot), sondern als Verfehlen der selbstgesetzten (immanent-humanen) Aufgabe. In Ihrem vorletzten Brief meinen Sie, daß „das Leid, der Schmerz, immer wieder auf einen bösen Anderen projiziert wird, wenn man ihn nicht annimmt“. Unsere Psychologie, die es im allgemeinen mit dem säkularisierten, dem transzendenz-ungläubigen Menschen zu tun hat, hat das Gegenteil festgestellt. Schmerzen bei sich selbst „bejahen“ bedeutet immer auch, Schmerzen beim anderen „bejahen“. Wer selbst leiden will, will auch den anderen leiden sehen. Und zwar durchaus nicht, um sein Sündenbewußtsein zu schärfen, sondern um im Schmerz des anderen die Erklärung und Rechtfertigung des eigenen Schmerzes zu finden. Nur wer sich selbst Glück wünscht, wünscht auch anderen Glück. Wenn Sie den

nichtchristlichen Menschen stärker, freier, lebendiger und reifer machen wollen, müssen Sie sein Vertrauen in die eigenen Glückskräfte, in die eigene Genuß- und Liebesfähigkeit stärken. Die verschlungenen Wege, die der gläubige Christ einschlägt und einschlagen kann, bevor er sich zur Lebensfeier einfindet, sind für den „Ungläubigen“ nicht nur Umwege, sondern Irrwege. Es gibt keine Schmerzaufnahme und kein Sündenbewußtsein „an sich“, sondern nur Einstellungen zum Leiden und zur Schuld, die in einer jeweils verschiedenen Glaubenssituation jeweils verschiedene (positive oder negative) Bedeutungen und Folgen haben.

Und das gleiche gilt nun in der zwischenmenschlichen Sphäre für die Rolle, die die Armut für das Selbstverständnis und Selbstgefühl einerseits eines christlichen, andererseits des modernen nichtchristlichen Menschen spielt. Innerhalb der christlichen Weltordnung gibt es eine ganze Reihe von Vorstellungen, die dem bedürftigen und sozial benachteiligten Dasein seinen Sinn geben (ich spreche hier wohlgerne nicht von der Bedürfnislosigkeit des heiligmäßigen Lebens, sondern von der *pauvreté*, also von der durch die gesellschaftliche Situation aufgezwungenen Armseligkeit). Mit der Armut als sozialem Status hat sich das Christentum immer abgefunden und immer abfinden können: das Elend hat in einer transzendenten Anthropologie und Soziologie genau so eine legitime Funktion wie der Schmerz. Es zeigt den Menschen in seiner wahren Situation, nämlich als ein der Gnade Gottes anheimgestelltes Wesen.

Gewiß wäre es eine grobe Vereinfachung, das Christentum pauschal des Widerstandes gegen alle planmäßigen Versuche zur Beseitigung sozialen Elends anzuklagen. Aber es ist doch wohl nicht zu leugnen, daß die christlichen Kirchen und Institutionen an der aktiven Förderung der



Theorie und Praxis der sozialen Demokratie bis in die neueste Zeit hinein wenig Anteil gehabt haben (was bekanntlich einer der Gründe für die areligiöse Haltung der europäischen Arbeiterschaft gewesen ist). Die bewundernswürdige caritative Tätigkeit einzelner Christen, katholischer und protestantischer Organisationen steht auf einem ganz anderen Blatt: ihr geht es um die Verwirklichung des evangelischen Liebesgebotes, um die Behebung akuter Notlagen, aber nicht um die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die diese Notlagen hervorgerufen haben. Gerade dies nun aber ist der sittliche Sinn aller politisch-sozialen Bewegungen. Das Zeitalter der Aufklärung, der bürgerlichen Revolutionen und des technisch-industriellen Fortschritts hat einen Menschen geprägt, der sich nur dann verwirklichen, der seine „Selbstentfremdung“ nur dann aufheben kann, wenn er als Gleicher unter Gleichen an den allgemeinen Gütern und Errungenschaften teilhat. Dieser Mensch fühlt sich nicht nur, er ist in seiner menschlichen Entwicklung gehemmt und behindert, wenn er in widrigen wirtschaftlichen und sozialen Umständen existieren muß.

Aber (und hier bestehen Ihre Bedenken zu Recht) die Errichtung der sozialen Demokratie und des Wohlfahrtsstaates ist nur eine Voraussetzung für das Wachstum des Menschen. Weder die Vollbeschäftigung noch der staatliche Gesundheitsdienst noch komfortable Lebensumstände bringen von sich aus reife Menschen hervor. Sie sprechen, lieber Herr Heer, von der verlorengegangenen dreifachen Kunst des rechten Lebens, Liebens und Sterbens. Ich bin Ihnen für dieses Stichwort dankbar. Denn hier scheint mir die Erklärung für die erschreckende Sterilität unserer Wohlstandsgesellschaft zu liegen. Wir haben übersehen, daß nicht nur das Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch das Leben, Lieben und Sterben Künste sind, die man lehren

und lernen muß. Die Zivilisation ist eine Lebensform, in der der Mensch ohne die Aneignung sehr umfangreicher Kenntnisse in den verschiedensten Künsten und Wissenschaften nicht in der Lage ist, an der Produktion und Konsumtion der Zivilisationsgüter teilzunehmen, aber sie hat merkwürdigerweise bis heute keine Methoden entwickelt, die den Bürger dieser Zivilisation befähigen würden, auch seine inneren Güter in der rechten Weise zu fördern, zu nützen und zu genießen. Da er in diesen Künsten ganz und gar nicht „eingeübt“ und „eingeschult“ ist, wendet er sein ganzes Interesse und seine ganze Energie der Ausgestaltung und dem Genuß der äußeren Lebensumstände zu. Das Streben nach materiellem Wohlstand wird zum Selbstzweck, weil die Werte und Güter, um die es im Rahmen eines sozial befriedeten Daseins nun eigentlich geben sollte, gar nicht mehr im Blickfeld erscheinen.

Aber was ist das nun für eine Welt, lieber Herr Heer, in der die Dinge diesen beklagenswerten Verlauf genommen haben? Es ist die christliche Welt. Es ist jener Teil unseres Planeten, in dem viele Jahrhunderte hindurch bis zum heutigen Tage die christliche Weltauffassung und Lebenslehre unumschränkte geistige und gesellschaftliche Macht ausgeübt hat. Regierungen und Parlamente, Universitäten und Schulen und die ganze Fülle von Institutionen und Organisationen, die die westliche Gesellschaft hervorgebracht hat, um ihrem Leben Gestalt, Ordnung und Richtung zu geben, standen und stehen dem Christentum zur Verfügung, um den Menschen in die ars vivendi, die ars amandi und die ars moriendi einzuüben. Und welches ist das Resultat? Weder die politische und kulturelle Monopolstellung der Kirchen, noch das Vorbild der Heiligen, noch die vielen, in kleinen christlichen Gemeinschaften entwickelten Modelle mitmenschlichen Lebens, von denen Sie zu berichten wissen, haben es vermocht, die innere Entleerung und Ver-

stumpfung der Christenheit aufzuhalten. Die Verantwortung für den geistigen, seelischen, moralischen und allgemein-menschlichen Zustand auch des heutigen Menschen liegt keineswegs bei unseren politischen Führern und Institutionen, sie liegt eindeutig beim Christentum, das seine Zuständigkeit für das Seelenheil des Menschen seit einem Jahrtausend und mehr nicht nur immer wieder betont, sondern auch immer wieder durchgesetzt hat.

Das Beispiel Schweden. „Dieser hochdresierte, perfekte, sozialistische Wohlfahrtsstaat“ — so schreiben Sie — „hat die höchste Selbstmordziffer, die unzufriedenste und für Verbrechen anfälligste Jugend und eine Malaise, wie sie überall dort auftritt, wo der Mensch das Wissen um eine größere Liebe, um das Ewige Leben, um den Tod, um die positive reiche Bedeutung des Kreuzes, der Erfahrung von Schmerzen radikal und perfekt verdrängt, abtreibt.“ Ich halte diese Charakterisierung für unzutreffend und demagogisch, denn die „Malaise“ der Schweden scheint mir für die schwedischen Sozialdemokraten weit weniger schimpflich als es etwa das äußere und innere Elend, das sich bis heute in Süditalien findet, für die italienischen Christ-Demokraten ist. Aber ich will einen gewissen Zusammenhang zwischen der äußeren Fülle und der inneren Leere des zeitgenössischen Wohlfahrtsstaates gar nicht bestreiten. Es ist unausbleiblich, daß die Befriedung der materiellen und sozialen Lebensverhältnisse überall dort zu einer wachsenden seelischen Unzufriedenheit führt, wo nicht gleichzeitig ein starker Glaube an immaterielle Werte und Ziele lebendig ist. Aber ich muß wiederum feststellen: für das Seelenheil der Schweden ist nicht die Regierung Erlander, sondern die Lutherische Staatskirche Schwedens zuständig. Es hat sie meines Wissens niemand daran gehindert, von ihrer Zuständigkeit und ihren Privilegien Gebrauch zu machen. Um die Rolle, die das Christentum in Schweden

bis in die jüngste Zeit spielt, ein wenig zu illustrieren, darf ich darauf hinweisen, daß es den Schweden erst seit 1952 (1952!) gestattet ist, aus der lutherischen Kirche auszutreten, ohne vorher einer anderen Konfession beigetreten zu sein.

Nein, lieber Herr Heer, den Schlüssel für die skandinavische Malaise finden Sie nicht in den Programmen der Wirtschafts- und Sozialpolitik der schwedischen und dänischen und norwegischen Regierungsparteien, Sie finden ihn vielmehr in der skandinavischen Literatur, in den qualvollen Biographien beispielsweise eines Kierkegaard und Strindberg und Jens Peter Jacobsen, deren Leben lange vor der Epoche des Wohlfahrtsstaates zu Ende gegangen ist. Das Christentum hat in Skandinavien nicht nur als Schule der Lebenskunst (und Liebeskunst) versagt, sondern es hat darüber hinaus zu einer besonders schweren Form der kollektiven Neurose geführt. Die Mittel- und Nordeuropäer sind Leute, die Glaubenssätze und Glaubensforderungen sehr ernst zu nehmen pflegen. Die Reformation war nicht zufällig ein deutsches Ereignis und der Stammvater des Existenzialismus ist gewiß nicht zufällig ein Däne gewesen. Der rigoristische und moralistische Protestantismus konnte weder das alte Heidentum richtig verarbeiten, noch ist er mit dem neuen Heidentum der liberal-demokratischen Zivilisations-Ära fertig geworden. Im Gegensatz zum sündenfrohen Katholizismus, der das „Ausleben“ durchaus erlaubt, will der Protestantismus die Unterdrückung alles dessen erzwingen, was nicht im Katechismus vorgesehen ist. Das ist die Erklärung nicht nur für die Malaise der Skandinavier, sondern auch für die Kriminalität der Engländer und die Neurose-Anfälligkeit der Amerikaner. Mit dem sozialen und zivilisatorischen Fortschritt haben alle diese Erscheinungen insofern etwas zu tun, als die bisher im Daseinskampf verbrauchten Energien nun in die Auseinandersetzung mit dem inneren Übel investiert



werden; sie machen heute für viele akut, was im vergangenen Jahrhundert nur einige wenige durchlebt und durchlitten haben.

Ihre Vorwürfe gegen den Wohlfahrtsstaat, lieber Herr Heer, scheinen mir nicht nur ungerecht, sie klingen auch ein wenig so, als ob man unseren Regierungen empfehlen sollte, doch wieder für ein bißchen Elend zu sorgen, damit das Christentum bessere Chancen hat. Es gibt christliche Theologen und Politiker, die ein solches Verfahren nicht nur empfehlen, sondern auch für sittlich halten.

Demgegenüber beharre ich auf meiner Frage, wo denn nun eigentlich die von Ihnen gewünschte Einübung in die Kunst des rechten Lebens, des rechten Liebens und des rechten Sterbens erfolgt? Welche Einrichtungen hat die christliche Gesellschaft geschaffen, um jene höheren Bedürfnisse zu erzeugen, ohne die der Mensch stumpf und satt und borniert wird?

Sehen wir uns einmal dort um, wo die Einübung in die verschiedenen Künste und Wissenschaften für alle Staatsbürger stattfindet, nämlich in der öffentlichen Schule. Da gibt es beispielsweise ein Fach, das sich „Religionsunterricht“ nennt. Es handelt sich aber nicht um Religionsunterricht, sondern um die Unterweisung im katholischen oder protestantischen Glauben. In diesem Unterrichtsfach wird also schon den Abc-Schützen zu suggerieren versucht, daß Religion mit Bibel und Gesangbuch gleichzusetzen sei. Bei all jenen Kindern, die die Berichte des Alten und Neuen Testaments mit dem, was sie sonst hören, sehen und lernen, nicht in Einklang bringen können, wird der religiöse Sinn durch den „Religionsunterricht“ nicht geweckt, sondern erschlagen. Er ist für sie bestenfalls eine Art Märchenstunde, bereitet aber im allgemeinen den Boden für jene völlig verweltlichte und religionsfremde Einstellung, der wir heute allenthalben begegnen.

Damit wir uns nicht mißverstehen: ich bin, auch und gerade auf unseren Schulen, nicht für weniger, sondern für mehr „Religion“. Ich halte es für dringend erforderlich, daß auf unseren Volksschulen, Mittelschulen, höheren Schulen und Berufsschulen eine obligatorische Religionskunde und ein obligatorischer Philosophieunterricht eingeführt wird. Diese Fächer müßten nicht nur einen Überblick über alle wesentlichen religiösen und philosophischen Systeme geben, sondern dem heranwachsenden Menschen auch eine Ahnung davon vermitteln, welche Bedeutung dem Nachdenken über diese Fragen für alle Bereiche und Probleme des Lebens zukommt. Die Notwendigkeit, eine Religionskunde und einen Philosophieunterricht einzuführen, ergibt sich allein schon aus der heute wohl kaum noch bestrittenen Verpflichtung, auch dem Volksschul-Absolventen wenigstens die Grundrisse einer universalen Weltkenntnis zu vermitteln. Und wer gar mit der mittleren Reife oder dem Abitur ins Leben entlassen wird, sollte doch wohl nicht nur in die politische und kulturelle, sondern auch in die geistige Geschichte der Völker eingewiesen sein. Noch viel wichtiger aber als die einfache Kenntnisnahme der verschiedenen Glaubens- und Denksysteme, die noch heute das Dasein ganzer Kontinente prägen, ist die eigentlich religiöse Funktion einer Religionskunde. Schon in einem früheren Brief habe ich darauf hingewiesen, daß es möglicherweise nicht die Bibel, sondern die Reden Buddhas oder die Bhagavadgita oder der Koran oder die Edda, daß es vielleicht die Lektüre eines Textes von Plato oder Aristoteles oder Spinoza ist, der es einem jungen Menschen plötzlich klarmacht, was es mit der Religion und der Philosophie auf sich hat. Mir ist ein protestantischer Religionsunterricht zuteil geworden, aber ich erinnere mich genau, daß nicht nur mir, sondern auch vielen meiner Mitschüler das Verständnis und Interesse für

Glaubensfragen nicht etwa im Religionsunterricht, sondern im Deutschunterricht geweckt worden ist. Und heute stehen wir vor der wahrhaft grotesken Situation, daß die gleichen Eltern, die aus Gründen gesellschaftlicher Konformität ihre Kinder in den „Religionsunterricht“ schicken, dann zu Hause gezwungen sind, seine tendenziösen Darstellungen durch private Informationen zu korrigieren. Da die Schulen nicht „Religion“ lehren, sondern in den Protestantismus oder Katholizismus einweisen, muß die eigentlich „öffentliche“ Aufgabe der objektiven Unterrichtung in die Geschichte und das Wesen der Religionen von den Eltern wahrgenommen werden (wozu sie natürlich nur in den seltensten Fällen in der Lage sind, da ja auch sie — selbst wenn sie die Universität besucht haben — nur selten in Religion und Philosophie unterrichtet worden sind).

Um die Sache noch vom anderen Ende her zu betrachten: die Unterweisung in einem bestimmten Glauben gehört nicht auf die Schule, sondern in die Lehr- und Erziehungsstätten der betreffenden Glaubensgemeinschaft. „Religion“ ist keineswegs Privatsache, sondern eine Angelegenheit von höchster öffentlich-kultureller Bedeutung. Das Bekenntnis zum katholischen oder protestantischen oder jüdischen Glauben aber ist in der Tat Privatsache. Der Streit um die Frage „Konfessionsschule oder christliche Gemeinschaftsschule“ ist ein ebenso klassisches wie deprimierendes Beispiel für die allgemeine Verwirrung und Heuchelei, in der zu leben wir uns gewöhnt haben. Da niemand auf die Idee zu kommen scheint, daß Religion auch etwas anderes sein könnte als christliche Religion, und da man mit dem Begriff „christlich“ auch gar nicht so sehr metaphysische Vorstellungen als vielmehr die Anerkennung sittlicher und allgemein-menschlicher Werte verbindet, wagen es nicht einmal die liberalen und sozialisti-

schen Parteien, die (weder besonders neue noch besonders revolutionäre) Forderung nach klarer Trennung von Staat und Kirche, von öffentlicher Schule und christlicher Glaubensunterweisung zu stellen.

Gerade in diesen Jahren erleben wir, daß auch der Sozialismus die Werte der Religion entdeckt. Aber anstatt nun wirkliche Maßnahmen vorzuschlagen, die dem Glaubensbedürfnis gerade auch derjenigen Rechnung tragen könnten, die keine Christen mehr sind, verwechselt er Religion mit Katholizismus und Protestantismus und macht sich zum Verbündeten jener Kräfte, die die allgemeine Glaubens-Fähigkeit und Glaubens-Freiheit unterdrücken. Natürlich ist weder den Sozialisten noch den Liberalen bei diesen Versöhnungs-Feiern ganz wohl. So verbergen sie denn ihr Unbehagen in dem unverfänglich klingenden Wunsch nach der „christlichen Gemeinschaftsschule“. Indem man das gemeinsam Christliche gegen die beiden großen Konfessionen ausspielt, hofft man einerseits der leidigen Diskussion des Themas: wie hältst Du es mit dem Christentum? aus dem Wege gehen und andererseits die totale Usurpation der Schule durch eine Konfession verhindern zu können. Es hat niemand den Mut, den beiden christlichen Kirchen klarzumachen, daß es für die pluralistische Gesellschaft und den demokratischen Staat eine Selbstverständlichkeit sein müßte, Einrichtungen, die der gemeinsamen Erziehung aller Staatsbürger zu dienen haben, von jeder Einflußnahme freizuhalten, die der Verbreitung der Ideen nur einer Gruppe von Staatsbürgern dient. Die Verbannung der konfessionellen Glaubensunterweisung aus der Schule und ihre Ersetzung durch eine Religionskunde und einen Philosophieunterricht, ist keine Beeinträchtigung der christlichen Glaubensfreiheit, sondern die Beseitigung eines mit der Demokratie unvereinbaren und für das religiöse Wachs-



tum des zeitgenössischen Menschen gefährlichen Glaubensmonopols. Hier findet im übrigen auch das im Streit um die Konfessionsschule viel bemühte Elternrecht seine eindeutige Grenze. Ebensowenig wie die Eltern von einer öffentlichen Schule eine bestimmte politische oder weltanschauliche Ausrichtung verlangen können, haben sie das Recht, die öffentliche Schule in den Dienst einer bestimmten religiösen Tendenz zu stellen. Ein solcher Integralismus bricht einzelne Gruppen von Staatsbürgern aus der gemeinsamen Lebensordnung heraus.

Ich bitte Sie zu verzeihen, lieber Herr Heer, daß ich mich so ausführlich beim Thema „Religionsunterricht“ aufgehalten habe, aber ich wollte unser Gespräch nicht in allgemeinen Theorien und Thesen enden lassen. Ich habe dieses Thema nicht nur deshalb gewählt, weil sich daran am anschaulichsten demonstrieren läßt, wie wenig die christliche Gesellschaft für die Einübung in die Kunst des Lebens, Liebens und Sterbens leistet und geleistet hat, sondern weil sich an dieser Frage auch am besten zeigen läßt, was mein Protest gegen den Autoritätsanspruch der christlichen Kirchen und der „christlichen“ Öffentlichkeit nun eigentlich praktisch und konkret bezweckt.

Wir beide wollen, daß der Mensch unserer Zeit (um Ihre Worte noch einmal aufzunehmen) „stärker, lebendiger, freier, frommer und kühner“ wird, und wir beide sind davon überzeugt, daß eine solche Haltung nur aus einem „Glauben“ hervorgehen kann. Aus einem Glauben, der wirklich geglaubt wird. Das Christentum war und ist ein solcher Glaube. Von seiner Kraft und Tiefe zeugt durch die Jahrhunderte eine lange Reihe von großen Menschen, großen Taten und großen Werken. Der Versuch jedoch, einen bestimmten Typ des neuzeitlichen Menschen vom christlichen Glauben her zu einer religiösen Lebenshaltung zu bringen, ist gescheitert. So darf ich denn noch einmal

feststellen: ich bin offen für jede brüderlich-menschliche Begegnung mit Christen, die es mit dem Glauben ernst meinen, und ich bin bereit, mit gläubigen Christen zum Wohle von uns allen zu wirken, wo immer sich eine gemeinsame Aufgabe zeigt. Ich bin aber ganz und gar nicht bereit, den Glauben, das Welt- und Selbstverständnis des nichtchristlichen Menschen einer Verbrüderung zu opfern, die jedes Gespräch und Entgegenkommen als stillschweigende Anerkennung der Autorität des Christentums auslegt. Die von Ihnen und mir gewünschte „heile, gesunde Koexistenz von Christen und Nichtchristen“ kann nur zustandekommen, wenn die Christen darauf verzichten, ihre Lebenslehre, ihr Welt- und Menschenbild den Nichtchristen aufzuzwingen und wenn die Nichtchristen sich dazu entschließen, ihre eigene Denkungs- und Lebensart zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen. Der nur formal anerkannte, geistig und seelisch aber usurpierte Partner, ist ein unbrauchbarer, weil unsicherer und unzuverlässiger Bundesgenosse. Koexistenz setzt Respektierung des anderen als anderen voraus. Gewisse Einladungen, die von Christen und christlichen Institutionen gelegentlich an die „Ungläubigen“ ergehen, haben mir zuviel Ähnlichkeit mit der Auffassung der katholischen Kirche, daß sich die verlorengegangene Einheit der Christen am einfachsten wiederherstellen ließe, wenn die Protestanten auf ihren Protestantismus verzichten. Das ist keine Einladung zum Zusammenwirken, sondern eine Einladung zur Kapitulation.

Wir wollen mit Freuden das Beispiel annehmen, das uns Christen wie der Pater Foucoud und Albert Schweitzer und die französischen Arbeiterpriester gegeben haben und noch geben. Denn diese Beispiele lehren uns, daß der Mensch nur aus einem Glauben heraus ein volles und erfülltes Dasein leben kann. Aber die Christen müssen aufhören, unter „Glauben“ nur ihren Glauben zu verstehen.

Gläubigkeit und Religiosität sind Lebenshaltungen, die auch dann bestehen und wirksam sind, wenn ihnen keine Theologie und keine detaillierte Kosmologie, Ontologie und Psychologie zugrunde liegen. Was den Menschen zu einem religiösen Wesen macht, ist seine Offenheit den metaphysischen Bereichen gegenüber und die Einbeziehung solcher die Erkenntnisgrenzen überschreitenden Bereiche in sein Weltbild und seinen Lebensvollzug. Ob man diese metaphysischen Gegebenheiten innerhalb oder außerhalb der „Realität“ vermutet, ob man sie der Beschreibung grundsätzlich entzogen oder aber — wie die Offenbarungsreligionen — von ihnen genaue Kunde zu haben glaubt, sind bedeutungsvolle Unterschiede. Beide Anschauungen sind aber einig in der Anerkennung des Vorhandenseins von Dingen, die über unsere empirische Welt hinausgehen und sind sich einig in der Beurteilung der Bedeutung, die der Anerkennung dieser Dinge zukommt.

Sie schreiben, lieber Herr Heer: „Engbrüstig und kurzatmig ist unser Leben geworden. Dieses Leben hat die Kontakte und Kanäle, die Adern und Atmungsorgane nach oben und unten verloren, es lebt nicht mehr im großen Blutkreislauf des Ewigen Lebens.“ Ich kann den beklagenswerten Zustand, in dem wir uns befinden, nicht anschaulicher und genauer beschreiben. Wenn auch jeder von uns unter „Ewigem Leben“ etwas anderes versteht, so bleibt doch unsere gemeinsame Einsicht in die Notwendigkeit, dem menschlichen Leben „die Kontakte und Kanäle nach oben und unten“ wiederzugewinnen. Und diese gemeinsame Einsicht und Hoffnung entspringt einer Gesinnung, die ich „Glaube an den Glauben“ nennen möchte und von der ich wünsche, daß sie in Zukunft nicht nur uns beide (und einige, wenige andere Christen und Nichtchristen) zu Freunden und Verbündeten macht.

GERHARD SZCZESNY

## Die Zukunft des Unglaubens

*Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen*

17. Tausend. 224 Seiten. Ganzleinen DM 12.80

Eine amerikanische und eine holländische Ausgabe sind in Vorbereitung

Die Kapitel des Buches:

- |   |  |
|---|--|
| I. Warum diese Betrachtungen angestellt werden                  | VII. Bemerkungen zum Thema Objektivismus             |
| II. Übergangsepochen sind Zeiten falscher Orientierung          | VIII. Bemerkungen zum Thema Subjektivismus           |
| III. Das Christentum oder die Verewigung einer frühen Theologie | IX. Simplität der Vernunft und Artistik des Geistes  |
| IV. Weshalb sich die Heiden bekehren ließen                     | X. Von der Physik zur Metaphysik                     |
| V. Der Glanz der Abenddämmerung macht keine Morgenröte          | XI. Die drei Pfeiler der Gegenvernunft               |
| IV. Das Zeitalter der Ersatzreligionen                          | XII. Humanität als Naturereignis                     |
|   | XIII. Über die Pflicht, unheilig und unweise zu sein |
|   | XIV. Was abschließend zu sagen bleibt                |

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN



Die Presse über  
Die Zukunft des Unglaubens

„... Ich fühle mich diesem Autor zu Dank verpflichtet, weil er etwas getan hat, was längst die Pflicht jedes denkenden Zeitgenossen, gar jedes Intellektuellen gewesen wäre: Er hat die bemerkenswerte Unfähigkeit der Christen, ein christliches Leben zu führen, offen ausgesprochen. Er hat die Fassaden wieder Fassaden genannt, er hat den Immoralismus unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung wieder Immoralismus genannt.“

*Martin Walser in der Süddeutschen Zeitung*

„Bemerkenswert ist das Buch erstens wegen des ehrlichen, von aller Unzeitgemäßheit unangefochtenen und tapferen Ringens um eine saubere Fassung der Frage: *Wie* kann man heute Atheist sein? Und zweitens wegen des unzeitgemäßen Anblicks einer nicht dem Kulturjob geweihten Kulturkritik, noch dazu aus der Hand eines ‚professional‘ des Kulturbetriebs, der aber keine Angst hat, Hand an sich selbst zu legen. Daß es ihm um eine Sache geht und nicht um einen Posten, könnte ihm selbst sein ärgster Feind nicht abstreiten. In punkto Redlichkeit ist Szczyzny einer, der den Mund auf tun darf; im Konzert der ‚Geistreichen‘, die er für so leicht befunden hat.“

*Hermann Weir in der Neuen Zürcher Zeitung*

„Der Autor bezieht einen eindeutigen und kompromißlosen Standpunkt, er bekennt sich als Nicht-Christ; aber er vertritt diesen Standpunkt ohne Fanatismus. Sein Thema ist provokativ; der Autor wendet sich an eine Gesellschaft, von der er sich angegriffen weiß und die er angreift, und doch entbehren seine Betrachtungen jeden Ressentiments. Er schreibt in so vornehm-fairer Tonart, daß auch Gegner, gläubige Christen, ihm ihre Sympathie bescheinigt haben. Weiter: Szczyzny ist Moralist, aber er erhebt nie den Zeigefinger, prangert nie besserwisserisch an, stellt sich nie richtend über die Partei, die er angreift. Schließlich: er verfolgt ein religiöses Ziel, aber er ist kein Zelot.“

*Peter Coulmas im Sender Freies Berlin*

Von FRIEDRICH HEER sind in deutscher Sprache

unter anderem erschienen:

*Die Dritte Kraft*

Der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1959; 742 S.

*Land im Strom der Zeit*

Österreich gestern, heute, morgen, Herold-Verlag, Wien-München 1958. 388 S.

*Europäische Geistesgeschichte*

2. Auflage, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1959; 727 S.

*Experiment des Lebens*

Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1957; 325 S.

*Quellgrund dieser Zeit*

Historische Aufsätze. Johannes-Verlag, Einsiedeln 1956; 265 S.

*Sieben Kapitel aus der Geschichte des Schreckens*

Max Niehans Verlag, Zürich 1957; 162 S.

*Koexistenz, Zusammenarbeit, Widerstand*

Max Niehans Verlag, Zürich 1956; 185 S.

*Mensch unterwegs*

Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1956; 243 S.

*Sprechen wir*

*von der Wirklichkeit*

Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1955; 296 S.

*Begegnung mit dem Feinde*

Paulus-Verlag, Recklinghausen 1955; 70 S.

*Aufgang Europas*

Eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Religiosität, Frömmigkeitsstil u. dem Werden Europas im 12. Jahrhundert. Europa-Verlag, Wien-Zürich 1949; Textband 660 S., Kommentarband 220 S.

*Die Tragödie des Heiligen Reiches*

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1952; Textband 561 S., Kommentarband 148 S.

*Alle Möglichkeit liegt bei uns*

Der tote Gott und der größere Gott, Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1958; 63 S.

Auswahlbände in der „Fischer-Bücherei“ mit Einleitungen von Friedrich Heer:

*Hegel* (Bd. 86)

*Meister Eckhart* (Bd. 124)

*Leibniz* (Bd. 229)

ROLF THIES

## VERKLÄRTES LICHT

144 Seiten · Ganzleinen DM 8.80

Thies hat mit diesem Buch etwas Außer-  
gewöhnliches, wirklich Einmaliges ge-  
schrieben. Ich habe Ähnliches nie gelesen.  
Es ist das Dokument eines tiefchristlichen,  
eines gläubigen Menschen.  
Visionäres, das einem Kafka Ehre machen  
würde, verbindet sich mit soviel atmo-  
sphärischer Dichte, mit soviel Leben,  
Gold und Glanz, ferne, längst vergan-  
gene Zeiten vermischen sich mit näheren,  
ja mit der Gegenwart, tief Religiöses,  
Heiliges steht neben einer verzweifelt-  
leidenschaftlichen Beschwörung irdischer  
Freuden und faunischer Feste, und das  
alles so ohne Bruch, organisch, selbst-  
verständlich, daß man dieses Buch  
wahrhaftig ein Ereignis nennen muß.

*Ein junger Autor unseres Verlages  
in einem Brief*

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

HEINZ RISSE

## DIE FACKEL DES PROMETHEUS

Essay · 43 Seiten · Kartoniert DM 2.80

In einem sehr klugen Essay stößt der  
Autor, der sich bisher meist als Roman-  
cier betätigte, vor zu letzten Fragen des  
Seins. Er streift — auf dem Boden einer  
positiven Einstellung zu Gott stehend —  
den Fragenkomplex der existenziellen  
Angst und der verabsolutierenden Eigen-  
schaft des menschlichen Denkens, von  
dem er — vereinfacht ausgedrückt — die  
Existenz der Welt abhängig sehen  
möchte. Risse ist ein Kämpfer für das  
Irrationale, für das Hinter-die-Dinge-  
Sehen.

*Freie Deutsche Presse, Coburg*

In diesem geistvollen, feinspürigen Essay  
wird in die dunkle Welt des Massen-  
taumels und fragwürdigen Fortschritt-  
glücks noch einmal das göttliche Licht  
getragen, und der Künstler leuchtet mit  
ihm unerschrocken in alle Abgründe.

*Hugo Hartung, Der Tag, Berlin*

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN



# LIST Bücher

## DICHTUNG, LEBEN, WISSEN DER WELT

Titelverzeichnis 1959 nach Nummern (\* beim Verlag vergriffen)

- |    |  |  |
|----|--|--|
| 1  | KNUT HAMSUN  | <i>Die Liebe ist hart</i>                |
| 2  | RUDYARD KIPLING  | <i>Die schönste Geschichte der Welt*</i> |
| 3  | CARL HAGENBECK   | <i>Von Tieren und Menschen</i>           |
| 4  | HENRY FORD   | <i>Erfolg im Leben*</i>                  |
| 5  | VITTORIO G. ROSSI  | <i>Ozean</i>                             |
| 6  | AXEL MUNTHE  | <i>Seltsame Freunde</i>                  |
| 7  | ROBERT VON RANKE GRAVES  | <i>Ich, Claudius, Kaiser und Gott</i>    |
| 8  | V. BLASCO IBANEZ   | <i>Das Leben befehlt</i>                 |
| 9  | KNUT HAMSUN  | <i>Victoria</i>                          |
| 10 | BETTY MARTIN   | <i>Das Wunder von Carville</i>           |
| 11 | W. L. LAURENCE   | <i>Die Geschichte der Atombombe*</i>     |
| 12 | GÜNTHER WEISENBORN   | <i>Die Furie</i>                         |
| 13 | SINCLAIR LEWIS   | <i>Mantrap</i>                           |
| 14 | LUDWIG REINERS   | <i>Fräulein, bitte zum Diktat</i>        |
| 15 | LIST's <i>Taschenatlas der Welt*</i> , 1. Ausgabe. Siehe jetzt Bd. 134/135 |  |
| 16 | ROBERT PRECHTL   | <i>Untergang der Titanic</i>             |
| 17 | CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS   | <i>Du bist Dein Schicksal*</i>           |
| 18 | WILHELM SCHÄFER  | <i>Der Hauptmann von Köpenick*</i>       |
| 19 | DR. MED. BEATE SCHÜCKING   | <i>Dein Baby</i>                         |
| 20 | DAGOBERT VON MIKUSCH   | <i>König Ibn Sa'ud*</i>                  |
| 21 | GERHARD BAHLSEN  | <i>Das Fünfminutenlexikon*</i>           |
| 22 | JONAS LIED   | <i>Sibirisches Abenteuer*</i>            |
| 23 | LILLO AUREDEN  | <i>Was Männern so gut schmeckt</i>       |
| 24 | JOHN GALSWORTHY  | <i>Die goldenen Äpfel</i>                |
| 25 | HEINZ GRAUPNER   | <i>Dämon Rausch</i>                      |
| 26 | STANLEY JACKSON  | <i>Aga Khan*</i>                         |
| 27 | BERTRAND RUSSELL   | <i>Wissenschaft wandelt das Leben</i>    |
| 28 | KURT TUCHOLSKY   | <i>Rheinsberg*</i>                       |

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

- |    |  |   |
|----|--|---|
| 29 | GEORGE BERNARD SHAW                          | <i>Der gesunde Menschenverstand*</i>          |
| 30 | OSWALD GERHARDT                              | <i>Mikroben im Weltgeschehen</i>              |
| 31 | WALDEMAR BONSELS                             | <i>Indienfahrt</i>                            |
| 32 | ALEX. LERNET-HOLENIA                         | <i>Die Frau im Zobel</i>                      |
| 33 | MAX DAUTHENDEY                               | <i>Der Garten ohne Jahreszeiten</i>           |
| 34 | ERIC SINGER                                  | <i>Die Handschrift sagt alles</i>             |
| 35 | ULRICH KLEVER                                | <i>Der Hundeknigge</i>                        |
| 36 | NORA WALN                                    | <i>Süße Frucht, bittere Frucht - China*</i>   |
| 37 | GUSTAV REGLER                                | <i>Verwünschenes Land Mexiko</i>              |
| 38 | ROMAIN ROLLAND                               | <i>Annette und Sylvia</i>                     |
| 39 | HEINZ WERNER HUEBNER                         | <i>Das Floß der Vertriebenen</i>              |
| 40 | BRODER CHRISTIANSEN                          | <i>Plane und lebe erfolgreich</i>             |
| 41 | RUDYARD KIPLING                              | <i>Die gespenstische Riksha</i>               |
| 42 | URSULA VON KARDORFF                          | <i>Man muß sich nur zu helfen wissen</i>      |
| 43 | KNUT HAMSUN                                  | <i>Rosa</i>                                   |
| 44 | <i>Die Geschichte des Jesus von Nazareth</i> |   |
| 45 | ALEXIS CARREL                                | <i>Der Mensch, das unbekannte Wesen</i>       |
| 46 | STEFAN ANDRES                                | <i>Vom heiligen Pfäfflein Domenico</i>        |
| 47 | RUDYARD KIPLING                              | <i>Das Dschungelbuch</i>                      |
| 48 | FERD. OSSENDOWSKI                            | <i>Tiere, Menschen und Götter*</i>            |
| 49 | MANFRED HAUSMANN                             | <i>Lampoon küßt Mädchen und kleine Birken</i> |
| 50 | ERNST JÜNGER                                 | <i>Afrikanische Spiele</i>                    |
| 51 | EVELYN WAUGH                                 | <i>Auf der schiefen Ebene</i>                 |
| 52 | JACK LONDON                                  | <i>Wolfsblut</i>                              |
| 53 | JAMES JEANS                                  | <i>Der Weltenraum und seine Rätsel*</i>       |
| 54 | O. HENRY                                     | <i>Hinter der grünen Tür</i>                  |
| 55 | T. E. LAWRENCE                               | <i>Leben ohne Legende</i>                     |
| 56 | NIKOLAI LESSKOW                              | <i>Der ungetaufte Pope</i>                    |
| 57 | HAMMOND INNES                                | <i>Campbells Königreich</i>                   |
| 58 | ANDRÉ MAUROIS                                | <i>Wandlungen der Liebe</i>                   |
| 59 | GUSTAV MEYRINK                               | <i>Der Golem*</i>                             |
| 60 | KURT HEYNICKE                                | <i>Herz, wo liegst du im Quartier?</i>        |

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

- 61 ERIC SINGER  
 62 JO VAN AMMERS-KÜLLER  
 63 HERMANN MÜLLER  
 64 JEAN COCTEAU  
 65 JOHANNES HALLER  
 66 FRANCOIS MAURIAC  
 67 THOMAS MANN - HERMANN  
 HESSE - STEFAN ZWEIG U. A.  
 68 GERARD WALSCHAP  
 69 HEINRICH BÖLL  
 70 MAZO DE LA ROCHE  
 71 SOMERSET MAUGHAM  
 72 LUDWIG REINERS  
 73 RENÉ CLAIR  
 74 OTTO VON BISMARCK  
 75 ALBERT SCHWEITZER  
 76 HANNS LILJE  
 77 ECKART VON NASO  
 78 ERNST HEIMERAN  
 79 ANNE TERRY WHITE  
 80 MAX DAUTHENDEY  
 81 MAX RENÉ HESSE  
 82 LUDWIG REINERS  
 83 GUY DE MAUPASSANT  
 84 GABRIEL MARCEL  
 85 RUDYARD KIPLING  
 86 PETER LIPPERT  
 87 LILO AUREDEN  
 88 PAULA MODERSOHN-BECKER  
 89 FRIEDRICH DEICH
- Spiegel des Unvergänglichen*  
*Die Frauen der Coornvelts\**  
*Alle Schätze dieser Erde*  
*Der große Sprung\**  
*Die Epochen der deutschen*  
*Geschichte*  
*Das Ende der Nacht*  
*Der magische Schrein. Essays über*  
*Werke der Weltliteratur*  
*Heirat*  
*Wanderer, kommst du nach Spa...\**  
 Siehe jetzt Band 138  
*Der Herr auf Jalna\**  
*Betörende Südsee*  
*Wer hat das nur gesagt?\**  
*Die Prinzessin von China*  
*Mensch und Staat*  
*Menschenfreund im Urwald*  
 (v. H. Hagedorn)  
*Kirche und Welt*  
*Preußische Legende\**  
*Es hat alles sein Gutes*  
*Versunkene Kulturen*  
*Die acht Gesichter am Biwasee*  
*Partenau*  
*Die Sache mit der Wirtschaft*  
*Das Pariser Abenteuer*  
*Philosophie der Hoffnung*  
*Fischerjungs*  
*Vom Gesetz und von der Liebe*  
*Heiraten will gelernt sein*  
*Briefe und Tagebuchblätter*  
*Was haben die Ärzte uns heute*  
 zu sagen?

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

- 90 FRANS MASEREEL  
 91 ALEXIS CARREL  
 92 KÄTHE KOLLWITZ  
 93 KARLHEINZ DESCHNER  
 94 LEO BRANDT  
 95 HORST MÖNNICH  
 96 WILLIAM BAST  
 97 JAKOB VON UENKÜLL  
 98 PAUL EIPPER  
 99 PASCUAL JORDAN  
 100 KNUT HAMSUN  
 101 WALTER HAAS  
 102 MAXIM GORKI  
 103 JEAN GIONO  
 104 HERMANN PÜRZGEN  
 105 KARLHEINZ DESCHNER  
 106 ROSA LUXEMBURG  
 107 RUDOLF BAUCKEN  
 108 VICTOR ALEXANDROW  
 109 LUDWIG REINERS  
 110 JOHANNES GAITANIDES  
 111 HORST MÖNNICH  
 112 HANS LEIP  
 113 CHARLOTTE BEREND-CORINTH  
 114 KARL RAUCH  
 115 HAUPTLING BÜFFELKIND LANGSPEER erzählt  
 116 J. PLESCH  
 117 IGOR STRAWINSKY  
 118 HERBERT KÜHN  
 119 ALBRECHT FABRI  
 120 STEFAN ANDRES  
 121 KWAME NKRUMAH
- Mein Stundenbuch*  
 165 Holzschnitte mit einem Vor-  
 wort von Thomas Mann  
*Tagebuch eines Lebens*  
*Aus meinem Leben*  
*Kitsch, Konvention und Kunst*  
 Eine literarische Streitschrift  
*Die zweite industrielle Revolution*  
*Das Land ohne Träume*  
*James Dean - Idol einer Jugend*  
*Niegeschauten Welten*  
*Zwiesgespräch mit Tieren*  
*Wie sieht die Welt von morgen aus?*  
*Pan*  
*Das Schlagerbuch*  
*Sechszwanzig und eine.*  
 Erzählungen  
*Der Berg der Stummen*  
*So lebt man in Moskau*  
*Was halten Sie vom Christentum?*  
*Das Menschliche entscheidet*  
*Geliebte Sekunde*  
*Das Leben des Nikita Chruschtschow*  
*Fibel für Liebende*  
*Westliche Ärgernisse*  
*Die Autostadt*  
*Die Sonnenflöte*  
*Mein Leben mit Louis Corinth*  
*Flug zur Sonne (St. Exupéry)*  
*János erzählt von Berlin*  
*Mein Leben*  
*Auf den Spuren des Eiszeitmenschen*  
*Der rote Faden*  
*El Greco malt den Großinquisitor*  
*Schwarze Fanfare*

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN



- |         |                                      |  |
|---------|--------------------------------------|--|
| 122     | GABRIELLE ROY                        | <i>Das kleine Wasserhuhn</i>   |
| 123     | KNUT HAMSUN                          | <i>Auf überwachsenen Pfaden</i>  |
| 124     | SYBIL GRÄFIN SCHÖNFELDT              | <i>Ganz Europa in der Tasche</i>   |
| 125/126 | KNUT HAMSUN                          | <i>Segen der Erde</i>  |
| 127     | MICHAIL SCHOLOCHOW                   | <i>Flimmernde Steppe. Erzählungen</i>                                      |
| 128     | GEORG FRIEDRICH JÜNGER               | <i>Die Spiele</i>  |
| 129     | PAUL SCHUREK                         | <i>Begegnungen mit Barlach</i>   |
| 130/131 | AXEL MUNTHE                          | <i>Das Buch von San Michele</i>  |
| 132     | HEINRICH SPOERL                      | <i>Die Hochzeitsreise</i>  |
| 133     | WILHELM V. SCHOLZ                    | <i>Der Zufall und das Schicksal</i>  |
| 134/135 | LIST TASCHENATLAS                    | Neue, erweiterte Ausgabe   |
| 136     | FERNANDE OLIVIER                     | <i>Neun Jahre mit Picasso</i>  |
| 137     | ROLF SCHROERS                        | <i>Auf den Spuren der Zeit</i>   |
| 138     | HEINRICH BÖLL                        | <i>Der Bahnhof von Zimpfen</i> (enthält<br>u. a. 5 Erzählungen aus Bd. 69) |
| 139     | JACK LONDON                          | <i>Drei Sonnen am Himmel</i>   |
| 140     | WOLFGANG WEYRAUCH                    | <i>Expeditionen.</i><br><i>Deutsche Lyrik seit 1945</i>                    |
| 141     | JEAN GIRAUDOUX                       | <i>Elektra</i>   |
| 142     | RUDOLF G. BINDING                    | <i>Die schönsten Liebesgeschichten</i>                                     |
| 143     | FRIEDRICH HEER -<br>GERHARD SZCZESNY | <i>Glaube und Unglaube</i>   |
| 144     | LILLO AUREDEN                        | <i>Was Kindern so gut schmeckt</i>   |
| 145     | LUDWIG THOMA                         | <i>Onkel Peppi u. a. Erzählungen</i>                                       |
| 146     | HANS HENNY JAHNN                     | <i>Aufzeichnungen</i><br><i>eines Einzelgängers</i>                        |
| 147     | HERMANN SUDERMANN                    | <i>Jons und Frdme</i>  |
| 148     | KURT PRITZKOLEIT                     | <i>Glück und Geld</i>  |
| 149     | WOLFDIETRICH SCHNURRE                | <i>Eine Rechnung, die nicht aufgeht</i>                                    |
| 150     | ELIZABETH HAMILTON                   | <i>Das Heilige Land heute</i>  |
| 151     | HERBERT GÜNTHER                      | <i>Glückliche Reise</i>  |
| 152     | E. PETERICH - W. BRAUNFELS           | <i>Kleine Italienische Kunstgeschichte</i>                                 |
| 153     | RACHEL L. CARSON                     | <i>Geheimnisse des Meeres</i>  |
| 154     | WALTER KOLBENHOFF                    | <i>Die Kopffäger</i>   |

Die Reihe der LIST-Bücher wird ständig fortgesetzt  
Jeder Band DM 1.90 (Doppelbände DM 3.50), in allen Buchhandlungen

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Eine  
80-Minuten-Sendung  
des Nachtprogramms des  
Norddeutschen Rundfunks über Szczesnys Buch  
„Die Zukunft des Unglaubens“  
(in 10 Monaten 13000 Exemplare),  
die in einem Briefwechsel zwischen  
Gerhard Szczesny und Friedrich Heer bestand,  
bildet die Grundlage  
des vorliegenden Bändchens.

Ausgehend von den Hauptthesen der  
„Zukunft des Unglaubens“ ist der erweiterte  
Briefwechsel ein freundschaftliches, aber  
in der Sache scharf und temperamentvoll  
geführtes Streitgespräch zwischen einem Christen  
und einem Nichtchristen über die

**Grundprobleme  
unseres Daseins und  
unserer Zeit.**

**LIST** Bücher

Aus der Tasche  
in die Hand